Band 1004 • 2,30 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Phantom in der Fremde

Band 1004 • 2,30 DM

Ös 18 / Fr 2,30 / FF 10,00

L 2800 / hfl 2,90 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Das Phantom in der Fremde

John Sinclair Nr. 1004

Teil 5/7

von Jason Dark

erschienen am 07.10.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Das Phantom in der Fremde

Meine Schwertspitze war in den alten Stein hineingedrungen und hatte im Gesicht eine Wunde hinterlassen, aus der ein dunkelroter Tropfen quoll und an der Wange entlanglief. Ich hielt den Atem an, denn ich wußte, was vor meinen Augen ablief. Ich hatte Salomos Schwert in das steinerne Gesicht des Königs Lalibela gedrückt. Dabei hatte ich es nur ankratzen wollen, aber die Klinge war wie von selbst eingedrungen und hatte eine Wunde hinterlassen. Ich konnte den dünnen, dunklen Streifen mit eigenen Augen verfolgen und zog das Schwert wieder hervor.

Damit hatte ich nicht rechnen können, denn alles in dieser unterirdischen Steinkirche hatte so normal gewirkt. Auch die hohe Säule mit dem Sims am oberen Ende, der noch vor kurzem von einem Tuch verhüllt gewesen war, das ich mit Hilfe des Schwertes abgenommen hatte. Darunter war das Gesicht des Königs Lalibela zum Vorschein gekommen, aber auch drei weitere Figuren, wahrscheinlich die Erbauer dieser und anderer Kirchen hier unten. Es waren Templer.

Sie waren dabei, etwas wegzuschaffen.

Auf einem Karren stand ein viereckiger Gegenstand. Für mich konnte es sich dabei nur um die geheimnisvolle Bundeslade handeln, die einst hier ihr Versteck gefunden hatte.

Sie war nicht mehr hier, doch ich suchte sie noch immer. Der Weg hatte mich in die Vergangenheit geführt, in der ich König Salomo begegnet war. Jetzt befand ich mich wieder in der Gegenwart, aber im fernen Äthiopien. Zudem in einer tiefen, labyrinthartigen Schlucht, in der die Templer vor Jahrhunderten die Steinkirchen errichtet hatten, wobei die unterschiedlich großen Kirchen ineinander übergingen und wie eine mächtige Kathedrale wirkten.

Alles war aus Stein!

So hatte ich es erlebt und hätte auch darauf gewettet. Das aber stimmte nicht mehr, denn Steine können normalerweise nicht bluten. Hier aber war das der Fall.

Ich selbst stand in luftiger Höhe. Um nahe genug an den oberen Rand der Säule heranzukommen, hatte ich über eine Treppe zu einer Empore oder Kanzel hochsteigen müssen, wo ich noch immer stand, beobachtet von einem alten Mann, der hier der Wächter oder Hüter der zahlreichen Kirchen war.

Er hielt sich noch auf dem normalen Kirchenboden auf und schaute schräg in die Höhe.

Bisher hatte er nichts gesagt. Ich wußte auch nicht, ob er den Vorgang des blutenden Gesichts mitbekommen hatte, denn das Licht meiner auf dem Rand der Kanzel abgelegten Lampe strahlte den Sims nicht direkt an, sondern streifte ihn nur.

Der Alte merkte, daß ich zu ihm niederschaute. Die hochgerissenen Hände hatte er zu Fäusten geballt. »Du hast den König entehrt!« rief er mir zu.

Okay, ich hatte etwas getan. Ob das allerdings einer Entehrung gleichkam, wollte ich dahingestellt sein lassen. »Wie kann man etwas entehren, das keine Ehre verdient hat?«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Komm hoch zu mir, dann werde ich es dir zeigen. Ich sehe es nur als dein Recht an, daß du dir anschaust, was so lange von einem Tuch verborgen geblieben ist. Du hast diese Kirche hier unten schließlich bewacht, mein Freund.« Der alte Mann zögerte noch.

Verständlich, denn für ihn mußte eine Welt zusammengebrochen sein. Er hatte bisher seine Aufgabe nach dem besten Wissen und Gewissen erfüllt und alles Fremde aus diesem dämmrigen Bereich ferngehalten. Er hatte es nicht mal gewagt, hinter das Tuch zu schauen und es betrachtet wie ein Heiligtum. Jetzt war ein Fremder erschienen und hatte die alten Regeln einfach ignoriert. Damit mußte er zurechtkommen, die innerliche Veränderung dauerte eben.

Er überlegte noch. Von mir aus gesehen wirkte der Mann, dessen Namen ich nicht mal kannte, schwerfällig und bedrückt. Zudem hielt er den Kopf gesenkt, ich hörte ihn seufzen und schaute zu, wie er nickte.

Dann erst hatte er sich entschlossen, meiner Bitte Folge zu leisten.

Seine Schritte setzte er schwer. Die viel zu weite Kutte schwang beim Gehen vor und zurück. Wieder schlurften die Sohlen über den Boden, und wieder hörte es sich an, als wäre der Wind dabei, Laub vor sich herzutreiben.

Der Alte ging mit unsicheren Bewegungen. Er schwankte. Man hätte wirklich Angst um ihn haben können, und sein Flüstern ging in den schlurfenden Geräuschen unter. Ich konnte mir vorstellen, daß er in einem Gebet um Vergebung bat.

Er tappte die Stufen hoch. Während ich auf ihn wartete, schaute ich mir die Szene auf dem Sims an. Ich wußte ja, was sie im Prinzip bedeutete, aber diesen äthiopischen König Lalibela konnte ich noch immer nicht einschätzen.

Vom Glauben her mußte er der koptischen Kirche angehört haben.

Koptische Christen gab es auch noch heute in Äthiopien wie auch in Ägypten, wo sie allerdings Mühe hatten, sich gegen den übermächtigen Islam zu behaupten.

Lalibela war also Kopte gewesen.

Gottgläubig?

Bestimmt, sonst wäre bei ihm nach vielen Irrungen und Umwegen nicht die Bundeslade gelandet, für die reisende Templer in mühevoller Arbeit die Kirchen errichtet hatten.

War er immer ein rechtschaffener Diener seines Gottes gewesen?

Mir kamen leichte Zweifel, wenn ich an das Blut dachte, das aus der Wunde gequollen war. Ein derartiges Ereignis hatte immer etwas zu bedeuten und lag zumeist in der Vergangenheit verborgen.

Ich wußte keine Antwort und setzte deshalb meine Hoffnungen auf den alten Mann, der sich lautstark die Treppe hpchquälte.

Seine Füße tappten auf die Stufen. Er legte auch jetzt, wo er schon die Hälfte hinter sich gelassen hatte, mehrmals eine kleine Pause ein.

Ich trat an das Ende der Treppe heran, wo die Kanzelwand eine Lücke aufwies und schaute ihm entgegen.

Er war stehengeblieben. Die linke Hand lag auf dem Rand des

Steingeländers. Er atmete schwer, hielt den Kopf gesenkt und hatte das rechte Bein auf die nächsthöhere Stufe gestellt.

Es ging ihm schlecht. Ob vor Furcht oder Überanstrengung, das wußte ich nicht. Jedenfalls wollte ich ihm helfen, auch die restlichen Stufen zu erklimmen.

Der Alte schaute gar nicht hoch, als ich neben ihm stand. Erst als ich ihn anfaßte, zuckte er zusammen, hob auch den Kopf so weit an, daß ich in sein Gesicht schauen konnte. Es hatte sich verändert.

Auch der helle Bart konnte das fratzenhafte Aussehen nicht kaschieren. Es war zu sehen, wie der Wächter litt. Auf seiner Haut lag der kalte Schweiß. Er roch säuerlich. Unterhalb der Lippen vermischte er sich noch mit dem aus dem Mund dringenden Speichel.

»Es ist nicht mehr weit«, machte ich ihm Mut. »Nur mehr wenige Stufen…«

»Ja«, flüsterte er. »Ja, nur noch ein paar Schritte. Ich werde es schon schaffen.«

Er hätte es wohl kaum geschafft, wenn ich nicht sein Helfer gewesen wäre. So zog ich ihn hoch und war froh, ihn auf der Kanzel zu haben. Dort drehte ich ihn herum und lehnte ihn gegen die hüfthohe Wand, nicht weit von dem Schwert entfernt.

Er mußte zu Atem kommen. Die linke Hand hielt er dort vor die Brust gepreßt, wo auch sein Herz schlug. Ansonsten konnte er ein Zittern nicht unterdrücken.

»Ist es so schlimm gewesen?« fragte ich ihn.

»Ja…« Er nickte. »Es ist schlimm gewesen. Die Kirche wurde entweiht. Meine Arbeit war umsonst. Ich fühle mich wie ein Verräter. Dem Tod näher als dem Leben.«

»Unsinn!« Ich schüttelte den Kopf. »So darfst du nicht denken. Wenn jemand ein Recht hat, die ganze Wahrheit zu erfahren, dann bist du es.«

»Welche Wahrheit denn?«

»Ich werde sie dir zeigen, sobald es dir bessergeht. Das kannst du mir glauben.«

Geistig war er noch fit, denn sehr schnell, wenn auch mühsam, fragte er: »Ist die Wahrheit schlimm für mich?«

»Das kann ich nicht beurteilen.«

Er überlegte kurz und flüsterte dann: »Was verbarg sich hinter dem Tuch?«

»Du weißt es nicht?«

Er senkte den Kopf, als schämte er sich davor, mir ins Gesicht zu sehen. »Nein. Ich habe nie nachgeschaut. Ich habe die Verhüllung immer respektiert. Ich wollte es nicht sehen. Es bringt großes Unglück, wenn jemand die Säule enthüllt.«

Ich glaubte ihm, denn auch jetzt hielt er seinen Kopf abgewandt und

atmete schwer unter der Last der Verantwortung. Jemand wie er war einfach überfordert, wenn das, an das er jahrelang geglaubt hatte, plötzlich nichts mehr wert sein sollte. Ich mußte ihn wirklich so lange in Ruhe lassen, bis seine innere Bereitschaft vorhanden war.

Dafür schaute ich mir dieses steinerne Relief genauer an und leuchtete auch dagegen. Es war schon ein besonderes Kunstwerk und auch von einem besonderen Künstler erschaffen worden. Dieses Bild erinnerte auch an ein Flechtwerk, denn die Figuren waren nicht unbedingt strikt voneinander getrennt. Zumindest auf eine gewisse Entfernung hin sah es so aus. Sie berührten sich sogar an verschiedenen Stellen, was sicherlich seinen Grund hatte.

Lalibela, die Templer und die Lade waren zusammengeschmolzen. Sie bildeten einen Bund.

Das Blut aus der kleinen Wunde hatte sich seinen Weg gebahnt. Es war an dem steinernen Gesicht entlanggelaufen, hatte dann den Hals erreicht und teilte ihn quasi in der Mitte.

Für mich war es normales Blut, auch wenn es jetzt, im Licht der Lampe, farblich etwas abwich. Der Braunton war nicht mehr zu übersehen.

Als ich die Lampe wieder drehte, um sie erneut abzulegen, hörte ich den erstickt klingenden Laut des alten Mannes. Er stand da und hielt die Hand gegen seine Kehle gepreßt.

»Ist was?«

Er gab keine Antwort. Unverwandt starrte er das Relief an. Erst als ich ihn an der Schulter berührte, gab er seinen Hals wieder frei. Jetzt konnte er auch reden. »Was hast du getan? Allmächtiger, was hast du getan?« Mit beiden Händen griff er nach meiner Jacke und verdrehte dort den Stoff. Er war völlig durcheinander, flatterte, und wenn er Atem holte, rasselte es wie Panzerketten.

»Ich habe ihn berührt.«

»Wie? Womit?«

»Mit dem Schwert.«

Er ließ mich los. Dabei ging er etwas zurück. Wäre die Mauer nicht gewesen, er wäre in die Tiefe gefallen. »Berührt«, flüsterte er, »berührt hast du ihn. Mit dem Schwert…« Er stöhnte auf. »Du weißt nicht, was du damit getan hast.«

»Doch, man sieht es.«

»Du hast ihn entweiht.«

»Wie?«

»Du hast mich genau verstanden. Du hast ihn verletzt, du hast ihn entweiht.«

Ich grinste hart. »Kann man eine Steinfigur denn entweihen? Sie ist kein Mensch.«

»Sie ist mehr, Fremder, sie ist mehr. Ich wußte, daß du nur Unglück

bringst. Deshalb wollte ich auch, daß du diesen Ort hier verläßt. Ich habe geahnt, was geschieht. Ja, ich wußte es. All die Jahre habe ich diesen heiligen Ort verteidigt. Ich hätte mein Leben dafür gegeben, aber jetzt ist es aus.«

»Wie kann eine Steinfigur bluten?« fragte ich. »Im Gegensatz zu dir sehe ich diesen Vorgang nicht *so* eng.«

»Es ist nicht nur eine Figur. Es ist der alte König Lalibela.«

»Ja, aber er lebt nicht mehr.«

»Er lebt immer. Er kann nicht sterben. Er lebt in dem, was er hinterlassen hat. Das haben auch die Künstler gewußt, als sie das hier alles schufen. Es ist in dieser Kirche das Allerheiligste, das nun von dir entweiht wurde.« Er konnte sich überhaupt nicht beruhigen. Ich versuchte auch, Verständnis für ihn aufzubringen, was nicht schwer war. Daß diese steinerne Erinnerung an Lalibela allerdings mit seinem Blut angefüllt war, damit hatte ich nicht gerechnet.

Der Alte hatte sich wieder etwas beruhigt. So konnte ich ihm eine Frage stellen. »Wie ist es möglich gewesen, daß sein Blut in diese Figur hineinkam?«

»Ich habe sie nicht gebaut.«

»Was sagen die Schriften, alter Mann? Du kennst sie doch. Du hast sie gelesen.«

»Ja. Und aus ihnen weiß ich, daß niemand diese Stätte entweihen darf.«

»Mehr nicht?«

Er hob die Schultern.

Ich glaubte ihm nicht. Aber ich konnte mir auch keinen Reim darauf machen, wie das Blut in das Gestein gelangt war. Oder man hatte einen anderen Weg beschritten, wobei mir die Säule einfiel, in die der Sims integriert war.

Ich ließ meinen Blick an ihr herab und wieder nach oben gleiten, wobei mir auch das Licht half. In dieser Düsternis war es schwer, farbliche Unterschiede auszumachen. Vom Gefühl her allerdings setzte ich darauf, daß sich die Säule von den anderen farblich unterschied. Und das stimmte auch. Diese hier erschien mir blanker, als hätte man sie irgendwann poliert und immer wieder nachgeputzt, denn Staub sah ich kaum.

Die anderen Säulen standen weiter entfernt. Ich wollte es aber genau wissen und leuchtete über den Rand zu ihnen hin. Der Strahl erwischte eine zweite, ebenfalls dunkle Säule, aber sie sah mir nicht so blank aus.

Ich wollte endlich die Wahrheit hören. Mochte sich der Hüter dieser Kirchen auch noch so ängstlich gegeben haben, unwissend kam er mir nicht vor.

Er hatte sich auch wieder gefangen und schielte mich von der Seite

her an. Ich steckte die Lampe wieder weg und nickte dem alten Mann zu. »Ich denke, daß du mir nicht die volle Wahrheit erzählt hast, mein Freund. Es geht mir auch weiterhin um die Säule. Nur um die Säule, nicht um den Sims.«

»Was ist mit ihr?«

»Das wollte ich dich fragen. Kann es nicht sein, daß sie anders aussieht? Sie ist blanker, sie ist auch glatter als die übrigen. Ich habe genau hingesehen und…«

»Sie gehört dazu.«

»Das weiß ich.«

»Und sie ist Lalibela geweiht.«

»Davon gehe ich ebenfalls aus. Weil sie ihm geweiht ist, sieht sie auch anders aus. Sie muß etwas Besonderes sein.«

»Was willst du denn tun?«

Ich ließ mir mit der Antwort Zeit und sagte dann: »Das weiß ich noch nicht genau. Es ist durchaus möglich, daß ich sie einer kleinen Prüfung unterziehen werde.«

»Prüfung? Wie denn?«

»Ich weiß es noch nicht. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß du mir einen Tip gibst.«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Dann werde ich es versuchen.« Ich griff zum Schwert, denn nur die Waffe König Salomos würde mir weiterhelfen. Das wußte auch der Bärtige. Er faßte nach meinem Arm, bevor ich das Schwert noch berühren konnte.

»Laß es lieber sein.«

»Warum denn?«

»Laß es!« Er hatte nur diese beiden Worte gesagt, doch seine Stimme hatte sich verändert. Sie war schrill geworden. Auch die Haltung des Mannes hatte sich verändert. Auf mich machte der Hüter den Eindruck eines Menschen, der zu allem entschlossen war, weil er eben etwas verteidigen mußte.

»Ich muß diesen Schritt gehen!« erklärte ich ihm. »Ich muß es einfach tun, verstehst du?«

»Nein, nicht.«

»Aber…«

Er griff zu. Er packte mein Schwert. Er wuchtete es hoch, um damit schlagen zu können. Wir standen beide auf dieser Kanzel, auf der nicht sehr viel Platz war, und ich mußte ehrlich gestehen, daß ich mit einer derartigen Aktion des alten Mannes nicht gerechnet hatte. Er war wirklich zu allem entschlossen, hatte mich damit überrascht, und deshalb handelte ich auch nicht so schnell.

Er hatte es tatsächlich geschafft, das Schwert in die Höhe und auch über seinen Kopf zu wuchten. Die Waffe war schwer, und die Kräfte

des alten Mannes schwanden rasch, aber seine Aufgabe wollte er bis zum letzten durchführen.

Deshalb schlug er auch zu.

Viel Platz, um ausweichen zu können, hatte ich nicht. Ich drehte mich zur Seite, als die Klinge herabsauste. Mich erwischte sie nicht.

Das paßte dem alten Mann nicht. Er heulte auf, als das Schwert gegen den Rand der Kanzelmauer prallte und über das Gestein schrammte, wo es helle Streifen hinterließ.

»Laß es sein!« fuhr ich den Bärtigen an.

Er schüttelte den Kopf. Aus seinem Mund löste sich so etwas wie ein Kampfschrei, als er die Klinge wieder in die Höhe riß und sich dabei drehte.

Das war gefährlich auf diesem engen Podest. Ich mußte zurück oder mich auf den Boden legen.

Ich huschte nach hinten. Dort befand sich auch die Öffnung in der Mauer. Dahinter lag die Treppe, die ich ebenfalls als Fluchtweg benutzte.

Er kam mir nach.

Er schwang die Waffe noch einmal hoch und schien überhaupt nicht zu begreifen, daß er mich so nicht erwischen konnte. Ich war immer schneller und brauchte nur noch die Stufen nach unten zu laufen. Das überblickte der alte Mann nicht. Er war tatsächlich besessen, und der Wahn, die Kirchen verteidigen zu müssen, trieb ihn an, so daß er alles andere vergaß. Außerdem fühlte er sich stark, denn ich stand als Waffenloser vor ihm.

Er machte alles falsch.

Besonders seinen letzten Schritt, mit dem er die Kanzel verließ, auf die Treppe geriet und noch nicht zuschlagen wollte.

Er tat es trotzdem.

Es geschah nicht freiwillig. Der letzte Schritt war einfach zuviel gewesen. Der Mann rutschte weg, und plötzlich fiel er auch über die zweite Stufe.

Ich sah ihn fallen und hörte ihn schreien.

Und mit ihm fiel das Schwert.

Hätte er es losgelassen, wäre alles okay gewesen. Er aber hielt die Waffe noch im Fallen fest. Die Klinge wies nach vorn, und ich mußte mich gegen das Steingeländer pressen, um nicht von der Klinge aufgespießt zu werden.

Der Schrei war schlimm. Und in der Kirche überschlugen sich die Echos.

Sie schwirrten umher wie das hohle Rufen längst verstorbener Seelen, die hier in den unterirdischen Mauern gefangen worden waren.

Der alte Mann schlug auf.

Der Schrei brach ab.

Ich hörte das Klirren der Waffe, die wie ein goldener Reflex an mir vorbeigehuscht war. Sie schlug ebenso auf wie der Körper des Alten. Ich hörte dieses Geräusch. Es glich einem dumpfen Knall, und ich befürchtete für den Mann das Schlimmste.

Meine Hand zuckte wieder zurück. Die Fingerspitzen waren über den Stoff hinweggeglitten, aber ich hatte nicht zufassen können. Der Körper rutschte an mir ebenso vorbei wie das Schwert.

Er überschlug sich noch. Ich nahm jedesmal die Aufschläge wahr.

Dann prallte der alte Mann in einem spitzen Winkel gegen die seitliche Mauer, und dieser Kontakt bremste den weiteren Fall nach unten.

Auf halber Höhe blieb er zusammengekrümmt liegen.

Plötzlich war es still, so schrecklich still. Ich hörte meinen Herzschlag, als ich den Atem anhielt. Ich fühlte mich alles andere als wohl oder gut in meiner Haut. Ich machte mir bereits Vorwürfe, nicht schneller eingegriffen zu haben, aber die Aktion des alten Mannes war einfach zu überraschend gekommen. Außerdem schien der Besuch in dieser unterirdischen Anlage meine Kräfte teilweise gelähmt zu haben.

Ich ging die Treppe hinunter. Noch immer umhüllte mich die Stille. Der alte Mann bewegte sich nicht. Er lag einfach nur da, den rechten Arm noch ausgestreckt. Er berührte die Kanten der Stufen.

Seine Hand war gekrümmt wie die einer Schaufensterpuppe.

Ich ging auf ihn zu. Die Zeit der Starre war vorbei, und neben dem Bärtigen kniete ich mich nieder.

Sein Gesicht war mir zugewandt.

Mit dem Hinterkopf berührte er die steinerne Geländermauer. Etwas Dunkles war aus seinem Kopf hervorgedrungen und fand seinen Weg nach unten.

War er tot?

In meiner Kehle kratzte der Kloß. Ich hatte es nicht gewollt. So hätte es nicht enden sollen. Ich berührte die Gesichtshaut. Sie fühlte sich an wie ein feucht gewordenes altes Blatt.

Dann wollte ich den Puls des alten Mannes fühlen. Er bemerkte es, ruckte plötzlich hoch, und seine Augen richteten sich auf mich. Er bewegte den Mund und sprach sehr mühsam. Die Worte tropften über seine Lippen hinweg. »Es geht mit mir zu Ende. Ich spüre es…«

»Nein, mein Freund. Ich werde dich hier herausholen und dafür sorgen, daß du…«

»Nicht, Fremder nicht. Du hast wissen wollen, was mit der Säule passiert ist.«

»Das ist jetzt nicht mehr wichtig.«

»Doch, es ist wichtig«, flüsterte er. »Du mußt es wissen. Es geht um das Blut…«

»Blut? Welches?«
»Das Blut in der Säule.«
»Lalibelas Blut?«
»Nein, nicht seins.«
»Aber du bleibst dabei, daß die Säule bluten kann.«
»Das Blut der Feinde«, sagte er mit leiser, spröder Stimme. »In der Säule befindet sich das Blut der Feinde, und er hatte viele. Aber er hat sie alle besiegt: Es ist eine Blutsäule. Er hat die Feinde ausbluten lassen und dann…«
»Nicht mehr reden«, flüsterte ich, weil ich sah, wie sehr es ihn anstrengte.
Seine Hand zuckte. Sie krallte sich in meiner Jacke fest. »Jetzt weißt du es.«
»Ja, das weiß ich.«
»Was willst du tun?«
Ich überlegte mir die Antwort. Wahrscheinlich hatte ich zu lange nachgedacht, denn ich konnte sie ihm nicht mehr geben. Der Mund des Alten zuckte noch einmal auf. Aus ihm drang ein Laut hervor, der mir durch Mark und Bein schnitt. Ein Krächzen, ein Röcheln, das letzte Geräusch in seinem Leben.
Dann war es vorbei.
Sein Gesicht war schon zuvor starr gewesen. Nur in seinen Augen hatte ich noch das Leben gesehen, doch sie waren in den letzten Sekunden gebrochen.
Vor mir lag ein Toter. Ein toter, alter Mann, dessen Namen ich nicht mal kannte.
Ich schloß ihm die Augen und fühlte mich verdammt mies, als ich wieder aufstand. Es waren die Vorwürfe, die automatisch in mir hochdrangen. Ich kam dagegen nicht an. Es war eben das schlechte Gewissen, das sich meldete. Mit einer müden Bewegung wischte ich über die Augen und das Gesicht hinweg. Mein Hals war innen ausgetrocknet, und ich hätte einiges für einen Schluck Wasser gegeben, aber das fand ich in dieser unterirdischen Welt nicht.
Mit müden Bewegungen ging ich los, um das Schwert König Salomos wieder an mich zu nehmen…

***

Durch den Schwung und auch wegen der Glätte der Stufen war es bis zum Ende der Treppe gerutscht und auch noch über die letzte Stufe hinweg. Flach lag es auf dem Boden, und der goldene Streifen in der Mitte schickte mir ein Schimmern entgegen.
Es hatte dem alten Mann kein Glück gebracht, und ich hoffte, daß ich es effektiver und besser einsetzen konnte. Mit beiden Händen umfaßte ich den Griff, hob es hoch und nutzte es als Stütze.

Wieder umgab mich die bedrückende Stille dieser fremden und einmaligen Welt. In diesem Augenblick fühlte ich mich so verdammt allein, und ich hätte etwas darum gegeben, Suko oder einen anderen Freund an meiner Seite zu haben.

Aber er war tausende von Kilometern entfernt und für mich nicht zu erreichen. Ich sehnte mich nach London, denn mir kam zu Bewußtsein, wie einsam ich hier war.

Auch dachte ich wieder daran, was ich auf meiner Zeitreise gesehen hatte.

Mir war der Tod meiner Eltern überdeutlich präsent. Ich hatte schrecklich gelitten, denn auch daran hatte ich nichts ändern können. Wie auch in der Kathedrale von Chartres. Dort war der Mönch Angares gestorben. Zwei Killer hatten ihm das Lebenslicht ausgeblasen, und die beiden wiederum lebten auch nicht mehr.

Alle Menschen, mit denen ich in diesem Fall in Berührung gekommen war, hatten ihr Leben verloren.

Es war wie ein Fluch, der mich umgab und den anderen den Tod brachte. »Der Fluch der Sinclairs«, flüsterte ich. Ich wollte einfach etwas hören, auch wenn es nur meine Stimme war. »Der verdammte Fluch der Sinclairs…« Mir war zum Heulen zumute. Aber ich dachte auch daran, daß man mich schon Wochen zuvor gewarnt hatte.

Da war Donata erschienen. Eben diese längst tote Person, deren Geist mir auch das Schwert des Salomo gebracht hatte.

Danach hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Jetzt hätte ich ihren Rat gebrauchen können, um zu erfahren, wie oder ob es überhaupt noch weiterging.

Der Fluch machte mir zu schaffen. All die Jahre hatte ich davon nichts gewußt. Nun aber konzentrierte er sich, lind er hing auch mit meiner Aufgabe zusammen.

Ich wollte die Bundeslade finden, das hatte ich mir in den Kopf gesetzt. Ich war davon begeistert gewesen. Nun stellte sich automatisch die Frage, ob ich nicht zu vermessen gewesen war. Das Leben mußte seine Geheimnisse bewahren. Menschen sollten nicht alles wissen oder erfahren, aber ich war einfach in den Fall hineingestoßen worden und hatte gedacht, daß sich ein alter Traum erfüllen würde.

Mit langsamen Schritten und noch immer auf das Schwert gestützt, näherte ich mich der Säule. Sie war die letzte Spur, und der Alte hatte mir berichtet, daß sie mit Blut gefüllt war.

Eine Blutsäule also.

Ich ging durch die schattenerfüllte Stille. Die Dunkelheit nistete überall. In den Winkeln, auf dem Boden und unter der Decke.

Vor der Säule blieb ich stehen.

Matt glänzend ragte sie in die Höhe, um dann in der Dunkelheit

unter der Decke zu verschwinden. Den Sims sah ich nicht mehr und auch nicht Lalibelas blutendes Gesicht.

Von ihm wußte ich wenig. Ich fragte mich auch, ob er tatsächlich so fromm und gottesfürchtig gewesen war, wie er dargestellt wurde.

Daran konnte ich schlecht glauben, denn welch frommer Mensch füllte eine Säule mit dem Blut seiner Feinde?

Ich hatte keine Ahnung. Jedenfalls hatte er mit den Templern zusammengearbeitet. Daß sie keine Chorknaben gewesen waren, das hatte die Geschichte bewiesen. Sie waren in Jerusalem eingefallen, hatten dort gewütet, getötet, auf nichts Rücksicht genommen, ebenso wie andere Kreuzfahrer, und in den Gassen der Stadt soll das Blut kniehoch gestanden haben, glaubte man den Berichten.

Das Tuch lag in der Nähe. Ich nahm wieder die kleine Lampe zu Hilfe und leuchtete die Säule an.

Ja, das Gestein sah anders aus. Mich erinnerte es an einen Spiegel mit dunkler Fläche, auf dem sich so gut wie kein Staubkorn abgesetzt hatte.

Diesmal sah ich das Gesicht Lalibelas und erkannte auch den Blutstreifen.

Ich trat einen halben Schritt zurück, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen. In mir steckte ein Drang, es noch einmal zu versuchen, und wieder konzentrierte ich mich ausschließlich auf mein Ziel.

Beide Hände umfaßten den Schwertgriff, als ich die Waffe anhob.

Hätte mich jetzt jemand gefragt, warum ich das tat, ich hätte ihm kaum etwas antworten können. Es war einfach der innere Antrieb, der mich handeln ließ.

Die Klinge schwang ich nicht über den Kopf. Ich wollte es mit einem weicheren Schlag versuchen.

Dann stieß ich die Spitze gegen das Gestein.

Ich rechnete mit einem Abrutschen, das wäre zumindest normal gewesen, aber das trat nicht ein. Die Klinge rutschte oder prallte nicht ab.

Sie blieb stecken!

Ich stand unbeweglich. Das Schwert hielt ich fest. Mein Blick schweifte über die Klinge hinweg, und ich hielt den Atem an, weil ich so überrascht war.

War die Säule so weich?

Ich schüttelten den Kopf und flüsterte: »Das gibt es doch nicht!«

Dann nahm ich es aber trotzdem hin und gab dem Schwert sogar noch einen leichten Druck.

Die Klinge glitt tiefer in die Säule hinein, als bestünde sie tatsächlich aus Gummi.

Ich mußte schlucken, stieß die Klinge noch tiefer hinein und entdeckte, daß sich der Riß in der Säule in eine Wunde verwandelte,

denn im Hintergrund quoll tatsächlich etwas Dunkles hervor, das dort auch nicht mehr blieb, sondern seinen Weg nach vorn fand.

Dunkel und zäh.

Blut!

Ja, das mußte Blut sein. Es füllte die »Wunde« in der Säule und quoll schließlich aus ihr hervor.

Wie bei einem Maul wurde es ausgespien.

Tropfen für Tropfen drang hervor. Zwar einzeln, aber die Tropfen waren durch dünne Fäden miteinander verbunden, so daß der makabre Fluß nicht aufhörte.

Ich zog das Schwert wieder zurück und schüttelte mich. Das hier zu sehen, war schlimm. Eine blutende Säule findet man nur höchst selten.

Und sie blutete weiter. Die rote Flüssigkeit rann über den unteren Rand der Öffnung hinweg. Wie eine lange Zunge leckte der Streifen an der Säule nach unten.

Ich nahm wieder die Lampe und leuchtete in die »Wunde« hinein.

Ja, es war Blut. Alles Blut. Seine rote Farbe hatte es fast verloren. Der Braunton war stärker hervorgetreten.

Ein Geräusch schreckte mich auf. Es stammte nicht von einem Menschen, war aber vor mir zu hören gewesen. Dort stand nur die blutende Säule. Der kalte Schauer setzte sich auf meinem Rücken fest, als ich erneut das leise Reißen oder Knirschen vernahm. Es gab einfach keine andere Möglichkeit. Die Säule lebte auf eine besondere Art und Weise. Wieder half mir das Licht.

Ja, die Wunde hatte sich vergrößert. Nach oben und auch nach unten hin. Der untere Riß war so lang geworden, daß er bereits den Boden erreicht hatte.

Ich ließ den Kegel an der Säule in die Höhe gleiten und verfolgte dort ebenfalls den Riß. Noch war er schmal. Im Kegel der Lampe wirkte er wie eine Bleistiftzeichnung, die sich weiter oben hin verlor, weil sich auch das Licht abschwächte.

Ich senkte den Arm wieder.

Das Knirschen blieb.

Kein lautes, mehr ein feines, für mich aber verdammt unangenehmes Geräusch. Gänsehaut war angesagt.

Der Riß wurde größer.

Überall drang das Blut hervor. Unterschiedlich dicke Tropfen quollen an den Seiten ins Freie. Auch ganz oben, wo der Sims von den Deckenschatten verschluckt wurde, trat wieder Blut aus dem Gesicht. Ich zitterte leicht, und der Lichtkegel zitterte mit, als ich Details anstrahlte.

Lalibelas Gesicht zuckte.

Einbildung?

Nein, die Wunde hatte sich vergrößert. Von unten her hatte auch der

Riß in der Säule seinen Weg bis hin zu diesem Relief gefunden.

Er war dabei, es zu zerstören. Die Unterlippe hatte er bereits erreicht und sie gespalten. Ich sah das Zittern des offenen Mauls. Es hätte mich nicht gewundert, wenn mich plötzlich ein Schrei erreicht hätte.

Der traf mich nicht.

Dafür stürzte plötzlich etwas Dunkles in die Tiefe. Ein Schwall aus altem Blut fiel wie von einer Kanne entlassen in die Tiefe und hätte mich beinahe erwischt.

Ich war gerade noch rechtzeitig zur Seite gesprungen.

Das Blut klatschte nicht weit entfernt auf den Boden. Spritzer flogen herum und erwischten auch mich. Schuhe und Hosenbeine sahen aus wie gesprenkelt.

Die Säule wankte.

Der Riß hatte sich vergrößert und war zu einem regelrechten Spalt geworden. Wie der krumme Zweig eines Baumes wuchs er in die Höhe, war mal breiter, dann wieder schmaler, und ich hörte das Knirschen und Reißen erneut.

Ich drehte mich um. Flucht. Weglaufen, sonst würde ich von den Trümmern der Säule getroffen und vom Blut überspült.

Hinter mir entstand ein Geräusch wie ein krächzender Schrei. Es verfolgte mich, und dann krachte alles zusammen. Das glich bereits einer Explosion, denn das Gestein hatte dem immensen Druck des Blutes nicht standhalten können.

Ich rannte noch immer.

Irgendwo mußte ich eine Deckung finden und wischte nach rechts, hin zu dem rechten großen Altar. Ich hechtete über die verstaubte Platte hinweg, rollte mich über die Kante ab, hatte das Schwert längst losgelassen und preßte mich zu Boden und gleichzeitig gegen die Rückseite der Altarplatte.

Dort, wo die Säule gestanden hatte, tobte die Hölle. Aus Sicherheitsgründen schaute ich nicht hin, aber ich konnte mir gut vorstellen, was dort passierte.

Sie wurde regelrecht zerblasen. Die Trümmer flogen durch die Kirche, begleitet und umhüllt von einem wahren Regen aus dem Blut der Feinde. Die Trümmer prallten zu Boden. Die donnernden Aufschläge erinnerten mich an die Einschläge von Granaten. Es war auch gut, daß ich hinter dem Altar eine Deckung gefunden hatte, denn ein Trümmerstück hatte soviel Schwung bekommen, daß es bis zum Altar geflogen war und selbst diesen mächtigen Stein beim Aufprall erzittern ließ.

Es wurde wieder ruhig.

Staub rieselte noch zu Boden. Geräuschlos.

Ich atmete ein. Verschluckte Staub und bemerkte den widerlichen Geruch des alten Blutes. Ich schüttelte mich. Der Gestank war kaum

zu beschreiben. Ranzig, süßlich ebenfalls, so daß ich den Eindruck hatte, von zahlreichen Blutwolken umgeben zu sein.

Im stehen blickte ich über den Altar hinweg. Der Blutsprühregen hatte seine Spuren hinterlassen, doch die Säule war verschwunden.

Es gab sie nicht mehr. Die Kraft des Schwertes und sie selbst hatten für die Zerstörung gesorgt. Die Trümmer lagen überall verteilt. Ich steckte das Schwert wieder ein und verließ die Stelle hinter dem Altar.

Wieder mußte mir die Lampe weiterhelfen. Den Strahl hatte ich so breit wie möglich gestellt, und ich ließ ihn über das Trümmer- oder Schlachtfeld wandern. Noch immer hatte sich der Staub nicht vollständig gesenkt.

Gegen die Vorderseite des Altars war ein mächtiger Brocken geprallt. Da hatte ich wirklich Glück gehabt. Ich stieg über andere Hindernisse hinweg und versuchte, so wenig wie möglich zu atmen, denn dieser Gestank war einfach schlimm.

Hier gab es nichts mehr für mich zu holen. Eine direkte Spur zur Bundeslade hatte ich nicht gefunden, wohl aber den Hinweis, daß sie einmal hier gewesen war. Das lag leider schon Jahrhunderte zurück.

Der Lichtarm bewegte sich als Sucher. Er glitt über die Trümmerstücke hinweg. Fast alle waren vom rotbraunen Blutregen gezeichnet.

Eigentlich hätte ich diese unterirdische Welt jetzt verlassen können, aber ich suchte den Sims oder das, was noch von ihm übriggeblieben war.

Es dauerte seine Zeit, bis ich dieses Schlachtfeld abgeschritten hatte. Dann fand ich ihn an der Wand liegend und nicht weit entfernt von einer Nische.

Der Druck und auch die Wucht des Aufpralls hatten ihn zerstört.

Nicht mehr viel war von dem zusammenhängenden Relief zu sehen, und auch Lalibelas Kopf war zersplittert.

Nur der untere Teil war wie durch eine Fügung des Schicksals erhalten geblieben. Da stand der Mund weit offen. Ich leuchtete ihn an und schüttelte den Kopf, als ich den alten roten Schmier an den leicht gesprungenen Lippen entdeckte.

Auch wenn der Mund offenstand, er würde mir nichts mehr sagen können. Dabei hätte ich gern gewußt, was sich zur damaligen Zeit abgespielt hatte. Denn Lalibela wußte, wohin die Bundeslade mit Hilfe der Templer geschafft worden war.

Es brachte nichts mehr, wenn ich mich noch weiter in diesem Kirchenlabyrinth aufhielt. Also machte ich mich auf den Rückweg. Ich mußte die Gedanken schon zusammenhalten, um mich nicht zu verirren, aber ich hatte mir einige Punkte gemerkt, und ich war auch auf dem richtigen Weg, denn die Luft besserte sich, weil sie allmählich ihren Blutgeruch verlor. Dabei wußte ich, daß ich von einer Hölle in

die andere kommen würde. Die Sonne schickte mir ihre sengenden Strahlen in die Schlucht hinein und machte sie zu einem Backofen.

Schon bald erwischte mich die Hitze. Auch hier war die Luft kaum besser. Ich dachte mit Schrecken daran, daß ich die geländerlose Steintreppe überwinden mußte, um danach über die Brücke wieder zur anderen Seite zu gehen.

Mit müden Bewegungen stieg ich hoch. Zuerst klappte es noch recht gut, später verlor ich meine Kondition, legte mehrere Pausen ein und ging den letzten Rest auf allen vieren.

In der prallen Sonne blieb ich keuchend und ausgedörrt stehen.

Das Schwert glänzte, als wollte es mir eine Hoffnung für die Zukunft geben, aber die sah ziemlich düster aus. Ich hatte keine Ahnung, in welch einem Gebiet ich mich befand. Eine neue Spur hatte ich nicht gefunden.

Es blieb die alte.

Und die hieß Aksum.

Die Stadt kannte ich. Ich war der Bundeslade einmal recht nahe gewesen, aber ich dachte daran, daß es damals der falsche Monat gewesen war. Jetzt hatten wir Januar. In diesem Monat fand das Timkat-Fest statt, wurden Prozessionen zu Ehren der Lade veranstaltet. Angeblich wurde sie dann durch die Straßen der Stadt geführt, nachdem man sie aus ihrem Versteck geholt hatte.

Sicher war es auch nicht.

Zwar wurde ein Gegenstand mitgeführt, der aber war immer verdeckt, so daß niemand genau wußte, wer oder was sich unter dieser Decke genau verbarg.

Wenn eben möglich, wollte ich mir die Prozession nicht entgehen lassen.

Wie gelangte ich nach Aksum?

Zunächst über die brüchige Steinbrücke, die diese Schlucht überspannte. Wieder war ich sehr vorsichtig, mied die größten Risse und hütete mich vor den schmalen Stellen des Überwegs.

Als ich endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatte und auch das leise Knirschen des Gesteins nicht mehr hörte, atmete ich tief durch.

Es ging mir besser. Ich hatte es überstanden. Ich lebte, im Gegensatz zu dem alten Hüter, der die Säule so lange bewacht hatte. Wieder ein Wächter oder Hüter, denn auch Angares war ein Wächter gewesen. Allerdings hatte er die Bundeslade bewacht.

Wieder kam mir in den Sinn, daß dieser Mensch einfach zu früh gestorben war. Er hätte mir noch soviel sagen können. Dann hätte ich wahrscheinlich nicht allein in dieser glühenden und endlos wirkenden Landschaft gestanden.

Es war egal, wohin ich ging. Ein Ziel war im Norden, Süden, Osten

oder Westen nicht zu Sehen.

Nur Steine, Felsen und Sonne.

Also nahm ich den Weg, den ich auch gekommen war. Ziemlich schlapp und zudem ohne die Hoffnung auf das Rad der Zeit, das mich hätte weiterbringen können.

Diese Probleme jedoch waren zweitrangig. Für mich zählten mehr die ganz persönlichen Bedürfnisse, und die reduzierten sich wirklich nur auf einen Begriff.

Wasser!

Ein Königreich für eine Flasche Wasser. Ich hatte weder das Wasser noch das Königreich zur Verfügung.

Also zu Fuß weiter.

Als Fremder in einem Land, in dem es politisch gärte und ich sicherlich nicht willkommen war.

Es hatte keinen Sinn, sich zu viele Gedanken zu machen. Irgendwann und irgendwo würde ich auf Menschen treffen. Das hoffte ich jedenfalls.

***

Suko saß hinter dem Lenkrad. Er hätte den Wagen eigentlich starten müssen, aber er ließ den Zündschlüssel des BMW in Ruhe. Er sprach auch nicht, sondern beobachtete nur die Frontscheibe, auf dessen Innenseite sich das Gesicht der Killerin abmalte, die, durch Handschellen gefesselt, neben ihm saß.

Für einen Moment irrten seine Gedanken zurück in die nahe Vergangenheit. Alischa, so hieß die Frau mit den schwarzen Haaren und dem dunklen Teint, war in das Haus der Sinclairs hier in Lauder eingedrungen, um Suko zu töten.

Sie hatte es nicht geschafft, der Inspektor war eben um einen Tick besser gewesen, hatte sie überwältigen und ihr die Handschellen anlegen können.[1]

Es war ihm sogar gelungen, Alischa zum Reden zu bewegen. Sie hatte ihm frank und frei erklärt, daß sie einer Organisation angehörte, die den politischen Umsturz in Äthiopien wollte. Ihr war dabei jedes Mittel recht, natürlich auch Mord. Er hatte weiter erfahren, daß diese Organisation wieder die Zeiten einführte, die schon Hunderte von Jahren zurücklagen.

Sie wollte das Königreich errichten, aber nicht nur einfach ein Reich, sondern das des mittelalterlichen Herrschers Lalibela, der damals mit einer großen Machtfülle ausgestattet worden war. Diese Macht basierte auf einer starken Unterstützung. Da hatten ihm die Templer zur Seite gestanden und auch das große Geheimnis aus dem Altertum, die Bundeslade.

Lalibela hatte sie in seinen Besitz gebracht. Er hatte sie gehütet wie

den kostbarsten Schatz. Die Templer, die sich ebenfalls auf die Suche nach der Lade gemacht hatten, hatten ihn dabei unterstützt.

Mochten auch Jahrhunderte vergangen sein, die alten Überlieferungen waren nicht im Strudel der Zeit verschwunden, und so wußte auch die neue Gruppe darüber Bescheid, daß es die Bundeslade gab. Sie sollte in ihren Besitz gelangen, und jeder Fremde, der es außer ihnen versuchte, wurde getötet.

Suko hatte deshalb sterben sollen. John Sinclair hatte diese Gruppe zwei Killer auf den Hals geschickt, aber John hatte in Chartres überlebt. Doch sein Informant war ermordet worden.

Für die beiden toten Killer war Alischa als Ersatz erschienen und hatte ebenfalls versagt.

Suko wollte sie loswerden und mit ihr nach Lauder fahren, um sie dort den Kollegen von der Polizei zu übergeben. Das hatte er vorgehabt, aber er zögerte.

Wieder schaute er gegen die Scheibe. Er wollte herausfinden, ob er sich nicht geirrt hatte und vielleicht einer Halluzination erlegen war.

Nein, es stimmte.

Er sah schwach das Gesicht der Killerin, und er sah vor allen Dingen ihre Augen.

Sie hatten sich verändert!

Die normale Farbe oder den normalen Blick hatten sie verloren, denn sie schimmerten dunkel, als wären die Pupillen durch braune Kieselsteine ausgetauscht worden.

Das war nicht normal!

Suko überlegte. Dabei rasten seine Gedanken. Er schnallte sich nicht an, weil er seine Bewegungsfreiheit nicht einschränken wollte.

Er wußte auch nicht, wie lange er mit der Mörderin schon bewegungslos im Wagen saß. Ihm kam es beinahe vor wie Stunden. Tatsächlich war es bestimmt nicht mehr als eine Minute.

Alischa unterbrach das Schweigen. »Warum fahren wir nicht?« fragte sie leise.

Suko lächelte verzerrt. »Da gäbe es noch ein Problem, das aus der Welt geschafft werden muß.«

»Welches«

»Es geht um Sie.«

»Oh. Soll ich mich jetzt darüber freuen?«

»Das überlasse ich Ihnen, aber ich habe den Eindruck, als wären sie nicht mehr dieselbe.«

Sie lachte und warf dabei den Kopf zurück. Ihr Gesicht und auch der Abdruck der Augen im Glas verschwanden, kehrten auch nicht mehr zurück, so daß Suko sich auf die Worte der Frau konzentrieren konnte. »Wieso bin ich nicht mehr dieselbe? Habe ich mich verändert? Bin ich zu einem Mann geworden oder zu einem Monster?«

»Vielleicht zu letzterem.«
»Wieso?«
»Schauen Sie mich an.«
Alischa starte weiterhin nach vorn. »Warum soll ich Sie anschauen? Kennen Sie mich nicht, Mister?« Sie sprach plötzlich sehr förmlich. Suko wollte sich nicht länger hinhalten lassen. Er saß an der rechten Seite, Alischa an der linken, und Suko faßte mit der linken Hand zu. Er grub die Finger in das dunkle Haar der Mörderin und drehte deren Kopf herum, damit er direkt in ihr Gesicht schauen konnte.
Die Frau wehrte sich nicht. Sie ließ alles mit sich machen. Sie schlug die Augen auch nicht nieder, obwohl sie genau sah, wo Sukos Blick sie traf.
»Was ist?«
»Ihre Augen…«
»Na und?«
»Sie haben sich verändert!« flüsterte Suko. »Und ich möchte gern den Grund wissen.«
Alischa schwieg, aber Suko sah sehr deutlich; daß der Ausdruck ein anderer geworden war. Die Pupillen waren tatsächlich braun geworden, aber es war ein besonderes Braun, rötlich schimmernd.
Rot wie Blut?
Alischas Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. Sie weidete sich an Sukos Überraschung, obwohl dieser sich stark zurückhielt und sich sein Erstaunen nicht anmerken lassen wollte. »Was ist mit deinen Augen geschehen?« fragte er.
»Ich kann dich normal sehen.«
»Davon gehe ich aus. Aber die Farbe deiner Pupillen hat gewechselt.« Auch Suko hatte die Förmlichkeiten zur Seite geschoben und sprach sie jetzt vertrauter an.
»Hat sie das?«
Sukos linke Hand schnappte nach dem Kinn der Killerin. Von zwei Seiten klemmte er es ein. »Was ist los mit Ihnen?«
Alischas Haltung hatte sich versteift. Durch den Druck der Hand bereitete ihr das Sprechen Mühe. »Ich will, daß du mich losläßt!« quetschte sie hervor. »Erst dann können wir reden.«
»Gut.« Suko ließ seine Hand sinken. Er wußte die Frau gefesselt, und sie würde sich daran erinnern, daß er sie schon einmal überwältigt hatte und es sicherlich auch ein zweites Mal schaffte.
»Es ist eine Warnung, Suko.«
»Für mich?«
»Ja.«
»Vor wem willst du mich warnen?«
Da lächelte sie wieder. »Es gibt Dinge, die kann ein Mensch wie du nicht begreifen…«

»Keine Sorge, ich bin sehr aufgeschlossen. Vor allen Dingen, wenn ich die Wahrheit höre.«

»Du würdest Angst bekommen und schreiend wegrennen.«

»Laß uns einen Versuch starten, Alischa. Wie konntest du die Augenfarbe wechseln?«

»Das war nicht ich«, gab sie sofort zu und flüsterte dabei. »Das war Lalibela.«

»Der tote König? Tatsächlich?«

»Ja – er.«

Wenn sie gedacht hatte, Suko schocken zu können, dann hatte sie sich geirrt. Seine nächste Frage bewies ihr das Gegenteil. »Wenn er nicht tot ist, oder sein Geist keine Ruhe findet, hat er sich dann in dir zurückgezogen?«

»Sehr schlau gedacht, Suko, wirklich sehr schlau. Aber auch wieder nicht schlau genug.«

»Was meinst du?«

»Es ist nicht sein Geist. Es ist sein Erbe, das in einigen von uns steckt. Eine alte Kraft, seine Magie, die er schon als Junge oder Kind in sich getragen hat.«

»Und die trägst du in deinen Augen?«

»Ja ich!«

Suko wußte nicht, was er von dieser Erklärung halten sollte. Die Pupillen blieben so, wie sie waren. Rote und braune Farbe vermischten sich. Die Oberfläche sah aus wie zwei blankpolierte Knöpfe. Etwas war mit der Farbe passiert. Sie schien wieder erstarkt zu sein.

Suko erhielt auch sehr bald den Beweis, denn sie drehte den Körper und streckte im die Arme entgegen.

»Soll ich dir die Fesseln abnehmen?«

»Ja. Es ist besser für dich und die anderen Menschen.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Um dem Tod zu entgehen!« flüsterte sie. »Denk an meine Augen, denk an Lalibela…«

»Dann sind es seine Augen!« unterbrach Suko die Frau.

»Nein und ja.«

»Ich höre.« Er griff nicht nach dem Schlüssel, um die Handschelle zu lösen. Er beobachtete die Frau weiter, die dabei nachdenklich auf ihrer Unterlippe nagte.

»Willst du nicht sprechen?«

»Doch, ich werde reden. Wir sind allein und haben keine Zeugen. Ich gehöre zu den Eingeweihten, Suko. Ich bin eine derjenigen Personen, die nahe genug an Lalibela herangekommen sind. Er starb, das ist richtig, aber man hat ihm verschiedene Denkmale gesetzt. Man hat seinen Körper nicht ohne weiteres vergraben, sondern man hat ihn zur

Ader gelassen, kaum daß er tot gewesen ist.«

»Das heißt, man hat ihm das Blut geraubt, ihn blutleer gemacht.«

»Ja.«

»Sehr schön und weiter?«

»Das Blut hat überlebt. Man brachte es in verschiedene Verstecke, und so konnte die Kraft des Königs überleben. Wir haben herausgefunden, wo sich die Verstecke befanden, und wir haben auch das Blut entdeckt, das die langen Jahrhunderte überlebte. Nur wenige von uns gehören zur Spitze, aber ich befinde mich in diesem Kreis. Ich war bei ihnen, als es geschah.«

»Was habt ihr getan?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Schon, aber es geht mir gegen den Strich. Habt ihr das alte Blut des Königs getrunken?«

»Nein, das haben wir nicht. Es war nicht nötig. Wir haben es uns spritzen lassen. Jeder von uns bekam einen Teil, und dank Lalibela war dieses Blut noch von der Macht durchtränkt. Die Kraft des alten Königs ging auf uns über, so daß wir seine wirklichen Nachfolger sind.«

»Welche Kraft war das?«

Alischa hob die Schultern. »Es gibt viele Spekulationen. Legende und Geschichte überschneiden sich. Die Herkunft des Königs liegt im Dunkel. Einige behaupten, daß er von Menelik abstammt, dem Sohn aus der Verbindung zwischen der Königin von Saba und dem König Salomo. Andere wiederum behaupten, daß er ein Halbbruder des Königs Harbay gewesen sein muß. Wie dem auch sei, es gibt viel zu berichten, und so war der König schon in der Wiege etwas Besonderes, denn es wurde beobachtet, wie ihn die Bienen umschwärmten und ihn als den nächsten König anerkannten. Das war so etwas wie eine Weissagung, und Lalibela bedeutet nichts anderes als ›Der von Bienen umschwärmte‹«

Suko runzelte die Stirn. »Nett, was ich da zu hören bekommen habe. Aber bringt es mich weiter?«

»Nein, dich nicht.« Sie sagte es voller Spott. »Aber Lalibelas Halbbruder, König Harbay, hörte von dieser Prophezeiung, war entsetzt, und beschloß, den Säugling töten zu lassen. Mehrere Versuche schlugen fehl, dann aber wurde dem Kleinkind ein Gift verabreicht, das zu einem todesähnlichen Schlaf führte. Drei Tage und drei Nächte soll diese Lähmung angehalten haben. Aber Lalibela starb nicht, denn er hatte mächtige Beschützer.«

»Wen denn?« fragte Suko.

»Engel waren da. Sie nahmen ihn mit zu dem Allmächtigen, der Lalibela erklärte, daß er sich nicht zu fürchten brauchte, weil er unter seinem Schutz stand. Sein Leben würde gelenkt werden. Aber er

mußte aus Äthiopien fliehen und suchte in Jerusalem Schutz. Später kehrte er dann wieder in seine Heimat zurück. Er wurde ein mächtiger König und erbaute aus Dankbarkeit die zwölf unterirdischen Kirchen, um dort einen großen Schatz zu verwahren.«

»Die Lade?«

»Ja.«

»Und die Kirchen wurden mit Hilfe der Templer-Ritter gebaut«, sagte Suko, »denn ich schätze, daß Lalibela sie in Jerusalem kennengelernt hat und ihn die Templer dann auch zurück in seine Heimat begleiteten oder später nachgekommen sind.«

»So kann man es sehen«, sagte die Frau.

»Sehr schön.« Suko lächelte sie kalt an. »Wenn ich mir deine Worte so durch den Kopf gehen lassen, dann war Lalibela so etwas wie ein Heiliger.«

»Er ist es gewesen!« rief sie. »Und in mir strömt das Blut eines Heiligen.«

»Seit wann sind Heilige denn Mörder?«

»Wenn die Geheimnisse gewahrt bleiben müssen, gehen wir jeden Weg.«

»Ja, wie die beiden Killer in Chartres.«

Alischa schüttelte den Kopf. »Sie waren nur gemietet und nicht mit dem Herzen dabei.«

»Als der Anschlag fehlschlug, hat man dich geschickt.«

»So ist es gewesen.«

»Bravo«, sagte Suko und deutete wieder auf ihre Augen. »Wenn ich mich recht erinnere, schaut mich Lalibela jetzt durch dich an.«

»Du hast gut nachgedacht.«

Suko hob die Schultern. »Das ist so meine Art«, sagte er. »Aber trotz allem bleibst du eine Person, die versucht hat, mich zu ermorden. Das kann ich nicht durchgehen lassen. Wir leben nicht mehr zu Lalibelas Zeiten, sondern in einer anderen Welt, in der auch andere Gesetze herrschen, wenn du verstehst.«

»Ja, ich habe dich verstanden, aber ich warne dich noch einmal. Versuche nicht, mich festzuhalten.«

»Auch eine Heilige kann hinter Gittern landen«, erklärte Suko. Seine Antwort hatte lässig geklungen, aber innerlich stand er bereits auf dem Sprung. Er durfte diese Person trotz der Handschellen keinesfalls unterschätzen. Tatsächlich dachte er bereits darüber nach, ob die Zelle in der Polizeistation der geeignete Ort für sie war. Aber wo sonst hätte er sie hinschaffen sollen? Mit nach London nehmen?

Das war eine verdammt lange Strecke, auf der viel passieren konnte.

»Was willst du tun?« fragte Alischa.

»Fahren.«

»Wohin?«

»Das weißt du.«
»Ja, das weiß ich.« Sie schaute wieder geradeaus. Suko, der starten wollte, zog seine Hand wieder zurück, denn ihm war die Haltung der Frau aufgefallen, die nicht mehr normal aussah. Sie wirkte wie eine Person, die plötzlich etwas entdeckt hatte oder der etwas eingefallen war. Ihr Gesicht war starr geworden, und sie blickte so starr durch die Scheibe, wobei es auch nicht stimmte, denn sie schien auch in sich hineinzuschauen und dort etwas zu spüren.
»Was ist mit dir?« fragte Suko.
Alischa schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht gestört werden, aber sie sprach aus, was sie fühlte, dachte oder sah. »Es passiert«, sagte sie dann leise. »Es ist jemand gekommen. Jemand ist in Lalibelas Reich eingedrungen…«
»Wo ist das passiert?«
»Nicht hier. In Äthiopien, in meiner Heimat. In die Kirchen, in die Schlucht. Er hat sie entweiht. Er ist ein Fremder. Er will den Weg zur Bundeslade finden.«
Der letzte Satz hatte Suko eine Gänsehaut über den Körper geschickt. Er wünschte sich, an ihrer Stelle zu sein und mit ihren Augen sehen zu können, denn für ihn gab es nur einen Menschen, der es schaffen konnte, in das Labyrinth der Kirchen einzudringen.
Sein Freund John Sinclair!
Die Fragen lagen ihm auf der Zunge. Sie quälten ihn, aber er hielt sich zurück, denn Suko sah auch, daß die Mörderin immer nervöser wurde, anfing zu zittern, des öfteren den Kopf schüttelte, auch die Augen schloß, als wollte sie davon nichts mehr sehen.
»Er tut es!« rief sie plötzlich.
»Was tut er?«
»Er entweiht das Heiligtum!«
»Wer? John?«
Sie ging darauf nicht ein. Er hat die Säule gefunden. Der Wächter hat ihn nicht abhalten können. Die Blutsäule darf nicht zerstört werden. Lalibela wacht dort. Das Zeugnis aus Stein darf nicht in fremde Hände geraten. »Nein, nicht!«
Ihre Stimme sackte weg.
Und dann schrie sie.
Ja, sie schrie. Sie war nur mehr ein Bündel aus Schreien. Ihr Körper zuckte. Die gefesselten Hände warf sie hoch, wieder zurück, und plötzlich wurde Suko von einigen Tropfen erwischt, als hätte es in den Wagen hineingeregnet.
Nein, es regnete nicht, denn als er auf sein Hände schaute, sah er die roten Abdrücke…
Blut…

***

Noch im selben Augenblick wußte der Inspektor, wem er das zu verdanken hatte. Er selbst blutete nicht, aber es war viel in den letzten Minuten über das Blut gesprochen worden, und die Flecken auf seiner Haut waren nicht zu übersehen.

Er kümmerte sich nicht mehr um sich. Für ihn war die Mörderin wichtiger. Sie konnte nicht mehr normal sitzenbleiben. Eine unheimliche Kraft schüttelte ihren Körper durch. Alischa warf sich nach rechts und nach links. Dabei schlug sie mit den Armen um sich, und es war ihr egal, was sie traf, denn Schmerzen schien sie keine zu spüren. Aus ihrem Mund drangen Laute, als wollte sie sich im nächsten Augenblick übergeben. Der Oberkörper zuckte immer stärker. Sie drehte auch den Kopf, so daß Suko jedesmal, wenn er sich in seine Richtung bewegte, auch ihr Gesicht erkennen konnte.

Ein rotes Gesicht.

Eine mit Blut gesprenkelte Haut, denn es war aus ihren veränderten Augen geronnen.

Suko griff ein.

Er selbst gehörte nicht zu den schwächsten Menschen. Als er die Frau gepackt und sie auch zu sich hin gedreht hatte, da mußte er wirklich alle Kraft aufwenden, um diese Frau überhaupt in der Lage halten zu können. Er wollte erfahren, was mit ihren Augen geschehen war.

Der Anblick war schlimm!

Die veränderten Pupillen hatten sich aufgelöst. Sie waren zu einer blutigen Masse geworden, zu tatsächlich dicken Blutstreifen, die über die unteren Ränder hinwegrannen und rote Bäche auf der Haut hinterließen.

Durch die heftigen Bewegungen war das Blut auch in die Haare der Frau gespritzt. Es hatte auf dem Mantel ebenso seine Spuren hinterlassen wie auf der Frontscheibe oder auf denen an der Seite.

Plötzlich riß sich Alischa los. Sie hatte die Arme vorgestoßen und die Hände in Sukos Körper gerammt. Dicht oberhalb der Gürtelschnalle hatte sie ihn getroffen, und dem Inspektor blieb zunächst die Luft weg. Alischa aber tobte noch immer, als wollte sie sich selbst verstümmeln. Ihr Gesicht verdiente diese Bezeichnung nicht mehr, denn es war einfach nur zu einer gräßlichen Fratze geworden.

Auf der Haut lag das rotbraune Blut wie hingepinselt, und noch immer tobte sie.

Aber ihre Bewegungen erlahmten bereits. Suko, der den Schlag mittlerweile verdaut hatte, bekam mit, wie Alischa immer öfter zusammensackte, es aber schaffte, sich wieder aufzurichten, doch sie konnte nicht mehr toben.

Sie war ausgelaugt. Sie war müde geworden, und dann sackte ihr Körper plötzlich nach vorn. Sie war nicht angeschnallt. Bevor sie mit dem Gesicht gegen das Armaturenbrett schlagen konnte, griff Suko zu

und hielt sie fest.
Er richtete sie wieder auf und drückte den Körper gegen die Rückenlehne.
Dort blieb sie sitzen. Zitternd, mit offenem Mund. Die dunklere Haut hatte einen anderen Farbton bekommen. Er schimmerte mehr ins Violette hinein.
Suko beugte sich so zur Seite, daß er Alischa ins Gesicht schauen konnte.
Die Spuren waren geblieben. Überall klebte das Blut. Aus der Nähe nahm Suko auch diesen ungewöhnlichen Geruch wahr. Süßlich und zugleich faulig, aber nicht wie auf dem Friedhof nach verwelkten und vermodernden Pflanzen riechend. Anders eben.
Seine Befürchtung, daß Alischa diesen Anfall nicht überleben würde, war nicht eingetreten. Sie atmete durch den Mund, aber sehen konnte sie Suko nicht, da beide Augen durch das braunrote, alte Blut verklebt waren.
Aus seiner Tasche holte Suko ein sauberes Tuch. Er wollte sich nicht selbst reinigen und wußte auch, daß er es bei Alischa nicht schaffte, aber zumindest die Umgebung der Augen wollte er von diesem alten Blut befreien.
Er tupfte das Gesicht dort ab. Alischa nahm es hin. Sie zuckte nicht einmal zusammen. Selbst dann nicht, als Suko direkt über ihre Augen hinwegwischte. Schließlich hatte er es geschafft. Die Pupillen waren wieder zu sehen.
Normale Pupillen!
Keine, die vom alten Blut des Königs Lalibela gebildet wurden.
War damit auch der Bann gebrochen?
Suko konnte es nur dann erfahren, wenn die Frau wieder reden konnte. Er überlegte, ob er sie allein lassen sollte, um einen Schluck zu holen. Whisky oder Brandy wirkten oft Wunder.
Alischa war noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Er schnallte sie sicherheitshalber fest, dann verließ er den BMW und ging zurück in das leere und jetzt auch totenstille Haus des verstorbenen Ehepaars.
Natürlich dachte Suko über das nach, was ihm Alischa unfreiwillig berichtet hatte.
Sie hatte von ihrer Heimat Äthiopien erzählt und auch davon, daß in einem unterirdischen Gebiet jemand in die alten Kirchenbauten eingedrungen war und eine Säule zerstört hatte.
Es gab nur eine Person, der Suko das in diesem Augenblick zutraute. John Sinclair eben.
Es war eine Zeit, in der er sich wahnsinnig über seine eigene Hilflosigkeit ärgerte. Daß er so verdammt weit weg war und nicht eingreifen konnte. John war voll und ganz auf sich allein gestellt, aber er hatte auch seine Zeichen hinterlassen und schien sich seinem Ziel,

dem Auffinden der Bundeslade, immer mehr zu nähern.
Nie hätte Suko gedacht, daß sich dieser Fall so hinziehen würde.
Die Vergangenheit war plötzlich lebendig geworden, da es Menschen gab, die sie in die Gegenwart hineintransportiert hatten, eben wie die Gruppe um Alischa.
Suko entschied sich für einen Whisky. Die Flasche war bereits angebrochen, und er kannte sich mittlerweile auch aus, was schottischen Whisky anging. Er holte eine Marke, die im Hals nicht zu sehr brannte, sondern weich durch die Kehle rann.
Er trat wieder den Rückweg an und dachte an Alischa. Wie wertvoll würde sie noch für ihn sein? Konnte er sie dazu bringen, sich auf seine Seite zu stellen? Es kam darauf an, wie tief sie noch mit ihrer Gruppe verflochten war. Für Suko waren diese Leute gefährliche Spinner, aber sie hatten eine nicht zu unterschätzende Macht und hervorragende Verbindungen in andere Teile der Welt. Ein Königreich nach altem Muster und alten Strukturen in Afrika zu installieren, konnte fundamentalistischen Regierungen sehr gelegen kommen.
Suko empfand den kühlen Wind als angenehm. Im Haus war es doch stickig gewesen – und zu still. Als hätte der Sensenmann seine Netze schon ausgeworfen.
Er stieg wieder ein. Alischa drehte nicht mal den Kopf. Sie ließ sich nicht stören, denn sie murmelte Worte vor sich hin, die sich nach einem Gebet anhörten.
Suko drehte den Korken aus der Flasche. Das dabei entstehende Geräusch erschreckte die Frau. Vielleicht hatte sie auch an einen schallgedämpften Schuß gedacht, aber sie schaute nur gegen die offene Flasche, als sie sich drehte.
»Du solltest einen Schluck trinken.«
»Und dann?«
»Werden wir endlich fahren.«
»Wohin?«
»Zu einem Arzt, denke ich.«
Sie grinste nur und griff nach der Flasche. Suko gab sie nicht aus der Hand. Er schüttelte den Kopf. »Nein, Alischa, ich werde sie dir an den Mund setzen. Ich möchte nicht Gefahr laufen, von der Flasche getroffen zu werden.«
Die Frau lachte nur. Sie ließ es aber zu, daß Suko ihr die Öffnung an den Mund setzte. Zwei Schlucke ließ er sie trinken, dann verschloß er die Flasche wieder und warf sie auf den Rücksitz.
»Okay, dann los«, sagte er und wollte den Zündschlüssel drehen, doch der war nicht mehr da.
Seine Hand blieb in der Luft hängen.
»Wo ist der Schlüssel?« fragte Suko. Er ärgerte sich über den Fehler, den er gemacht hatte.

Die Mörderin lachte nur. »Nicht mehr da!« sagte sie dann. »Du wirst ihn auch nicht finden, und wir beide werden von hier nicht wegfahren.«

»Okay, dann bleiben wir. Darf ich dich trotzdem fragen, weshalb du hier blieben willst?«

»Klar, denn wir werden hier sterben…«

***

Ich schluckte Staub, aber das war mir egal. Auch die Sonne störte mich nicht mehr so stark, denn ich hatte eine schmutzige Plane gefunden, die mich einigermaßen vor den sengenden Strahlen schützte. Der Staub aber wurde von den Reifen eines altersschwachen Pritschenwagens aufgewirbelt. Er wurde zu meinem ständigen Begleiter, denn ich hockte auf der offenen Ladefläche, weil die beiden Plätze im stickigheißen Fahrerhaus besetzt waren. Auch dort wäre ich nicht staubfrei gewesen, denn die Seitenscheiben vorn standen offen, und so konnten die Wolken dort auch hineindringen.

Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen.

Selten hatte dieses Sprichwort so zugetroffen wie bei mir und dieser holprigen Fahrt durch eine Landschaft, die für gewisse Leute ihren Reiz haben mochte, aber nicht für mich. Viel sah ich davon nicht, es störte mich aber nicht. Ich hielt die Augen die meiste Zeit über geschlossen und versuchte, mich zu erholen.

Den beiden Männern vor mir war ich dankbar. Nicht nur, weil sie mich mitgenommen hatten, sie waren auch freigiebig gewesen und hatten mir Wasser aus einer Blechflasche zu trinken gegeben. Es hatte bitter geschmeckt und war warm gewesen, hatte trotzdem erfrischt, und ich fühlte mich nicht mehr wie ein ausgetrockneter Schwamm.

Das Glück blieb mir auch weiterhin hold, denn der Fahrer sprach einige Brocken Englisch. Er hatte mal in der Hauptstadt Addis Abbeba gelebt und war dort mit Ausländern zusammengekommen.

Der nächste Glückstreffer hatte mich auch erwischt. Nach Nennung meines Reiseziels hatten beide Männer genickt.

Ich befand mich auf dem Weg nach Aksum. Also war ich trotz allem ein Glückspilz. Wer in einer derartigen Lage steckte wie ich, der reduzierte die Dinge auf das Wesentliche.

Allerdings hatte mein Schwert für leichtes Aufsehen gesorgt. Die Männer hatten sich nicht getraut, irgendwelche Fragen zu stellen, aber sie hatten die Waffe schon mit mißtrauischen Blicken bedacht.

Möglicherweise auch ängstlichen, so genau hatte ich sie nicht unterscheiden können.

Ich hatte trotzdem aufsteigen dürfen und fühlte mich den Umständen entsprechend wohl, auch wenn der Durst noch längst nicht gestillt war.

Unter der Plane war ich einigermaßen geschützt. Die Augen hielt ich halb geschlossen und gab mich meinen Erinnerungen oder Träumen hin. Dabei bemühte ich mich, die Welt positiv zusehen. Ich träumte von einem herrlich kühlen Bier oder versuchte zumindest, es mir vorzustellen. Das gelang nur unvollkommen, denn die letzten Ereignisse ließen sich nicht so einfach streichen.

Immer wieder sah ich mich in diesem unterirdischen Kirchenlabyrinth umherwandern. Auch der alte Hüter mit dem Bart tauchte immer wieder auf. Ich sah ihn tot auf der Treppe liegen, wobei sich mein schlechtes Gewissen wieder meldete, aber ich hatte ihm wirklich nicht helfen können. Dann tauchte wieder das Relief vor meinem geistigen Auge auf. Zusammen mit der Säule, die explodiert war, wobei das Blut in einer gewaltigen Wolke hervorgeströmt war und auch mich erwischt hatte.

Noch jetzt klebten die Spuren auf meiner Kleidung. Hellbraune Blutflecken.

Von einer Straße konnte man beim besten Willen nicht sprechen.

Zumindest nicht von einer normalen. Zwar fuhren wir nicht quer durch das Gelände, aber viel schlimmer hätte auch eine derartige Fahrt nicht werden können. Unsere staubige Piste war steinig, durchsetzt mit Spalten und Hubbeln. Der Staub fand seinen Weg überall hin. Er hatte sich nicht nur auf meiner freiliegenden Haut abgesetzt, er war auch durch die Kleidung gedrungen und bildete auf meinem Körper, zusammen mit dem Schweiß, eine klebrige Schicht, Ich hätte mich dauernd kratzen können.

Ich hatte nicht gefragt, wie lange die Fahrt dauern würde, bis wir endlich Aksum erreicht hatten. Eingerichtet hatte ich mich auf Stunden. Wenn wir dann dort waren, was würde passieren?

Ich suchte noch immer die Bundeslade. Nach wie vor war ich davon überzeugt, sie in Aksum zu finden. Das Timkat-Fest stand vor der Tür. Das Schicksal hatte mich geleitet, so daß ich davon ausging, rechtzeitig zu diesem Fest in der Stadt zu erscheinen.

Es war verbunden mit einer Prozession, und daran wollte ich als nicht geladener Gast teilnehmen. Ob mir allerdings ein Blick auf die Lade gestattet wurde, war mehr als fraglich. Hinzu kam noch, daß gar nicht feststand, ob tatsächlich die echte Bundeslade durch die Straßen geführt wurde. Da waren sich die Experten nicht einig. Früher mochte es mal so gewesen sein, aber die Zeiten waren unsicher geworden. Politische Gruppen bekämpften sich gegenseitig, und die Lade war ein Machtfaktor, den jeder für sich beanspruchte. In den früheren Jahrtausenden hatte sie Unheil gebracht. Menschen waren durch sie krank oder getötet worden, und auch jetzt wurde sie beschützt. Nicht nur von den Wächtern, auch von anderen Hütern, davon mußte ich schon ausgehen.

Das Schaukeln, die schweren Gedanken und die Monotonie sorgten dafür, daß mir irgendwann die Augen zufielen. Ich schlief ein, ohne es richtig zu merken. Einfach wegsacken, aber ich hatte im Rücken meine Stütze. So kippte ich nicht um. Der Körper verlangte einfach nach Ruhe. Zudem schützte mich die alte, knittrige und staubige Plane vor einem Sonnenstich.

In einem Land wie diesem, auch in einer derartigen Situation, war die Zeit einfach nicht mehr vorhanden. Subjektiv gesehen. Ich vergaß sie. Ich schaute auch nicht auf die Uhr, aber ich erwachte irgendwann so heftig, als hätte man mich angestoßen.

Der Grund war simpel.

Wir fuhren nicht mehr. Wir hatten anhalten müssen. Ich hörte laute Stimmen und das Blöken von Schafen oder das Meckern von Ziegen.

Die Geräusche waren allmählich deutlicher zu hören. Ich veränderte meinen Ruheplatz, befreite mich von der Plane und kroch auf den Rand der Ladefläche zu.

Der Beifahrer tobte. Er hatte sich weit aus dem Fenster gebeugt, schimpfte und drohte zwei Männern, die ihre Herde über den Weg trieben.

Magere Ziegen, die blaß und traurig aussahen und in die Landschaft hineinpaßten. Die beiden Hirten kümmerten sich nicht um das Geschrei, sie taten ihre Arbeit, und keine Ziege ging schneller, nur weil der Fahrer einige Male hupte. Er hätte auch den Motor abstellen können. So aber krochen die Abgaswolken über die Ladefläche hinweg und »bescherten« mir einen Hustenreiz.

Ich war froh, daß wir angehalten hatten, denn so konnte ich mich umschauen.

Städtisch war die Umgebung nicht zu nennen, aber ich hatte den Eindruck, mich am Rand einer Stadt zu befinden und konnte nur hoffen, daß es Aksum war. Die Berge waren nicht mehr so nah.

Auch die Sonne hatte ihre Wanderung fortgesetzt. Wer jetzt in ihr stand, der warf schon einen etwas längeren Schatten.

Warum trieb man die Ziegen über diese Piste? Ganz einfach, sie sollten auf der Weide jenseits der Straße grasen. Die Weide wurde von einem großen Wasserrad überragt. Es war aus Holz gebaut und sah primitiv aus, aber es schaffte Wasser heran zur Bewässerung der Weiden. Der Anblick der Weide stimmte mich froher. Es gab also doch noch etwas anderes auf der Welt als nur Staub, Steine und Hitze.

Ich war zufrieden. Da noch immer die Ziegen über die Straße liefen, kletterte ich von der Ladefläche, froh, mich etwas bewegen zu können. Der Beifahrer schien in seiner Kehle ein Tonband stecken zu haben, er rasselte immer wieder dieselben Schimpfworte herunter, stoppte aber, als ich ihm die Sicht nahm. Er sah beinahe selbst aus wie eine Ziege. Zumindest so mager war er.

Dann sprach er mich an, aber ich verstand ihn nicht.
»Aksum?« fragte ich.
Er nickte.
Ich schaute an ihm vorbei. Der Fahrer sprach ja etwas Englisch.
»Wie lange noch?« fragte ich.
»Wir sind bald da. Dahinten schon Häuser.« Er radebrechte, deutete nach vorn und hatte recht. Als ich in diese Richtung blickte, da sah ich sie tatsächlich. Sie malten sich ab wie die Umrisse von Bauklötzen und verschwammen zitternd in der Sonnenglut. Ich war nur verwundert darüber, daß ich so wenige Menschen sah und erkundigte mich auch danach.
Der Fahrer hob die Schultern. »Es ist das Fest.«
Ich war wie elektrisiert. »Timkat?«
Er schaute mich aus seinen dunklen Augen an. Es verstrich Zeit, bevor er nickte.
»Danke«, sagte ich, drehte mich um und stieg wieder auf die Ladefläche, denn vor uns überquerten gerade die letzten Ziegen die Piste.
Diesmal hatte mich das Schicksal zu seinem Verbündeten gemacht.
Ich kam mir vor wie jemand, für den sich ein Traum erfüllt hatte. Zu früh wollte ich allerdings nicht jubeln. Die Schwierigkeiten konnten noch stark genug werden, davon mußte ich ausgehen.
Aber, es war wichtig, zunächst einmal in die Stadt zu gelangen. In ihrer Mitte würde ich den Wagen verlassen.
Wir starteten wieder. Es dauerte auch nicht lange, da wurde nicht nur die Piste etwas besser, da erschienen auch die ersten Häuser am Straßenrand.
Häuser war eigentlich übertrieben. Hütten sah ich. Helle Lehmwände, von der Hitze gebrannt. In die kleinen Fenster konnte man kaum hineinschauen. Braunhäutige Kinder spielten zwischen den Hütten. Oft zusammen mit struppigen, streunenden Hunden, die immer wieder kläfften.
Wir befanden uns nicht mehr allein auf der Straße. Der Verkehr hatte zugenommen. Alte Fahrräder waren hier noch beliebt. Menschen hielten sich an den Rändern auf. Einige zogen Karren hinter sich her, auf denen sich die Ladung türmte. Andere, die es nicht so gut hatten, trugen ihre Waren auf den Köpfen. Männer als auch Frauen. Autos fuhren nicht sehr viele, die meisten waren nur noch verbeulte Kisten, die eklig stinkende Auspuffwolken hinter sich herzogen.
Aber es ging bergauf, und das war gut so.
Auch ich spürte die Spannung in mir, jetzt, wo das Ziel nicht mehr so weit entfernt lag. Ich hatte mich so auf die Ladefläche gesetzt, daß ich nach vorn, zur Stadt hin, schauen konnte.
Allmählich nahm die Stadt Gestalt an. Einen Vorteil zu anderen

Städten erkannte ich rasch. Die Straßen waren breit, man hatte Platz, auch wenn zahlreiche Menschen unterwegs waren, die sich auf eine bestimmte Art und Weise festlich gekleidet hatten, sicherlich nur wegen des Timkat-Festes, das an diesem Tag stattfinden würde.

Dann würden sie sich der Prozession anschließen, und daran dachte auch ich.

Ich hörte den Gesang. Er wurde untermalt von einer fremden Musik, die auf fremden Instrumenten gespielt wurde. Heraus ragten die Töne aus einer Flöte oder vielen Flöten, jedenfalls wurde immer nur eine Melodie gespielt, so daß sie in meinen Ohren klang, als käme sie wirklich aus einer Flöte.

Aber auch Trommelklänge waren zu hören. Nicht sehr laut, mehr als Hintergrund-Rhythmus gedacht. Aber die ständigen Wiederholungen konnten sich schon in das Hirn eines Menschen bohren. Da machte ich als Fremder auch keine Ausnahme.

Manchmal fuhren wir sehr nahe an den Menschen vorbei, die an der Straße entlanggingen. Von uns nahmen sie keine Notiz. Sie kümmerten sich auch nicht um den Staub, der die Gruppen als feiner Nebel begleitete. Ihre Blicke waren nach vorn gerichtet, und die Gesichter sahen erwartungsvoll aus, auch wenn sie einen schon leicht tranceartigen Ausdruck zeigten.

Das war auch an ihren Gehbewegungen zu sehen. Die Menschen gingen nicht normal. Ihre Schritte und auch die Bewegungen der Arme waren eingebunden in die Musik. In deren Rhythmus gingen die Leute auch. Mal drückten sie ihre Körper nach vorn, machten drei, vier schnelle Schritte, dann sah es aus, als wollten sie pausieren, weil sie in der Bewegung stockten, aber es war nur ein kurzes Stoppen, bevor sie ihren Weg weiter fortsetzten. Sie schienen bereits für die Prozession zu üben und wirkten sehr konzentriert. Für ihre Umgebung hatten sie kaum einen Blick übrig.

Wir fuhren jetzt langsamer. Ich konnte mich hinstellen, ohne Gefahr zu laufen, vom Wagen zu kippen, wenn er durch irgendwelche Schlaglöcher holperte.

Auf dem Blech des Führerhauses lagen meine Hände. Ich zischte die Luft durch die Zähne, denn das Metall war verdammt heiß geworden.

Ich sah den großen Platz sehr deutlich und auch die große Kirche.

Einen wirklich mächtigen Bau. Viereckig errichtet. Weiße Wände.

Und auf dem Dach wuchs eine Kuppel hoch.

Das war das Ziel.

Es mußte einfach das Ziel sein, denn ich sah, daß sich die Menschen vor dem Platz versammelt hatten, aber nicht in die Kirche hineingingen. Je mehr wir uns diesem Ort näherten, um so langsamer mußte der Mann hinter dem Lenkrad fahren.

Schließlich kamen wir nicht mehr weiter, weil eine Gruppe von

Menschen die Straße überquerte. Wir mußten anhalten. Für mich war es die Gelegenheit, vom Wagen zu springen, was ich auch rasch tat. Dann riß ich die Tür des Fahrerhauses auf.

Der Mann lächelte mich an und nickte, wohl ein Zeichen, daß meine Reise jetzt beendet war.

Ich deutete auf die Kirche. »Das ist das Ziel?«

»Ja.«

»Hier beginnt die Prozession?«

Er nickte.

»Wie heißt die Kirche?«

»Medhane Alem.«

Als er meinen ungläubigen Blick sah, da lachte er kurz. »Ich kann übersetzen.«

»Bitte.«

»Erlöser der Welt.«

Meine Augen weiteten sich für einen Moment. »Aha, sie ist also dem Erlöser geweiht.«

»Ja, das stimmt.«

»Weißt du sonst noch was?«

»Nein. Wir müssen weiter.«

»Ihr geht nicht zum Fest?«

»Später.«

Ich nickte, dann lächelte ich. »Danke,« sagte ich. »Danke, dafür, daß ihr mich mitgenommen habt.«

Er beugte sich zu mir hin. »Menschen müssen anderen helfen, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt. Aber nicht überall wird das praktiziert.«

»Geh deinen Weg.« Ich hob den rechten Arm, winkte, und auch sein Beifahrer grüßte mich. Dann schlug ich die Tür zu. Der Fahrer gab wieder Gas, und so ratterte das alte Fahrzeug davon. Ich hatte nicht geglaubt, damit sehr weit zu kommen, aber so kann man sich eben täuschen.

Ich schaute dem Auto noch nach, atmete tief durch und dachte daran, daß ich noch immer mein Schwert bei mir trug. Verstecken konnte ich es nicht, und es wäre besser gewesen, wieder einen dieser Umhänge zu tagen.

Mein erstes Ziel war die Kirche, und ich fragte mich, ob ich dort tatsächlich die Lade finden würde…

***

Je näher ich dem großen Gebäude kam, um so mehr wuchs meine Spannung. Stand ich tatsächlich dicht davor, das Ziel meiner Träume zu betreten.

Ich wußte es nicht. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf. Einsam,

trotz der vielen Menschen, schritt ich über den Platz. Dabei wunderte ich mich, wie wenig Notiz die Menschen hier von mir, einem Fremden, nahmen. Sie waren wohl zu sehr mit sich selbst beschäftigt, lauschten der Musik, und sicherlich beschäftigten sich ihre Gedanken mit der nahen Zukunft und dem Beginn des Festes.

Ich war also in Aksum!

Eine Stadt inmitten dieses heißen afrikanischen Landes, in der sich die Kulturen getroffen hatten. Hier verschmolzen Juden- und Christentum. Auch der arabische Einfluß war nicht zu übersehen. Ich versuchte, die Atmosphäre in mich aufzunehmen. Ich spürte deutlich die Spannung und Erwartung, obwohl ich ein Fremder war. Sie verdichtete sich, je näher ich der Kirche kam, und hier fand ich auch mehr Menschen, denn Händler hatten ihre Stände aufgebaut.

Ich lächelte, als ich es sah. An diesem Ort würde ich mich sicherlich einkleiden können, auch wenn die ersten Händler, an deren Auslagen ich vorbeischritt, andere Gegenstände verkauften.

Eine sakrale Ware, die zum Fest gehörte. Amulette, Talismane, seltsame Zeichen auf bunten Steinen. Und immer wieder sah ich das koptische Kreuz.

An einem Stand, wo der Händler auf einer umgekippten Tonne hockte, wurden Ikonen verkauft. Zumindest sahen die Bilder so aus, und sie zeigten eigentlich nur ein Motiv. Auf einem Wagen stand ein viereckiger, verhüllter Kasten. Der Wagen wurde von vier Ochsen gezogen, und ich wußte sofort, was damit gemeint war, denn dieses Bild hatte ich schon an der Kathedrale von Chartres gesehen, ebenso in der gewaltigen Felsenkirche.

Man stellte die Reise der Lade nach.

Sie war der Mittelpunkt.

Ich war für einen Moment überrascht, aber die Einheimischen gingen völlig normal damit um. Was mich zum Staunen brachte, war für sie selbstverständlich.

Der Verkäufer kaute auf einer Zigarre herum. Er sah gar nicht auf, als ich die Ikonen betrachtete, und er schaute mir auch beim Weggehen nicht nach.

Ich fiel wirklich nicht auf. Oder man tat so, als würde man mich nicht sehen.

Alles war möglich.

Ich suchte weiter nach einem für mich passenden Kleidungsstück, und ich fand bald einen Stand, der diese Umhänge verkaufte. Er war von Frauen und Männern gleichermaßen belagert. Ich wollte nicht nach den Farben gehen. Für mich spielte es keine Rolle, ob das Gewand grau, braun, beige oder weiß war. Es mußte nur die richtige Größe haben.

Ich hörte das fremde Sprachenwirrwarr. Alles war so fremd, so

anders, ich kam mir vor wie ein Phantom im Labyrinth. Als wäre ich jemand, der einfach nur vorbeihuschte, dabei kaum wahrgenommen wurde – und wenn, dann nur am Rande, um so rasch wie möglich wieder vergessen zu werden.

Eine Frau mit einem Kind ging an mir vorbei. Beide hatten ihre Gesichter geschminkt und mit einer lehmartigen Farbe bemalt. Sie lächelten mich an, als sie weitergingen, und so konnte ich nach dem passenden Stück Ausschau halten.

Es war bald gefunden. Ein Gewand, das sich vorn öffnen ließ. Mit großen Knöpfen aus dunkelbraunem Horn. Sie waren noch dunkler als das Gewand.

Ich nahm es.

Einheimische Währung trug ich nicht bei mir. Als ich eine Pfundnote in die Hand des Verkäufers legte, betrachtete er mich kurz, setzte umständlich eine alte Brille auf, schaute sich den Schein an, nickte und akzeptierte ihn.

Das Problem war gelöst. Ich behielt das Gewand gleich an und knöpfte es nur noch zu. Wichtig war, daß es mein wertvolles Schwert verdeckte.

Ich war davon überzeugt, daß es mir weiterhelfen würde. Grundlos hatte ich es nicht bekommen. Ich glaubte auch daran, daß es eine besondere Kraft beinhaltete.

Es hatte einmal König Salomo gehört. Er hatte es nicht wieder an sich genommen, und ich hatte auch über die Gründe nachgedacht, aber sie waren mir noch sehr fremd geblieben.

Mein Weg führte mich jetzt auf die Kirche zu und auch in die verschiedenen Pulks der Menschen hinein. Hier war die Musik lauter geworden. Manche Musiker hockten auf dem staubigen Boden, bliesen in ihre Instrumente oder zupften darauf. Einige Zuschauer wiegten sich im Tanz, einen selbstvergessenen Ausdruck auf den Gesichtern.

Ich suchte natürlich den Eingang der Kirche. Je näher ich dem Gebäude kam, um so stärker nahm ich den anderen Geruch wahr, den ich auch von unseren Kirchen her kannte.

Es war der Duft des Weihrauchs, der mir entgegenwehte. Würzig, nicht unangenehm. Irgendwo tat es mir gut, ihn zu riechen. Auf meinen Mund legte sich ein Lächeln, denn ich kriegte heimatlich Gefühle.

Die große Eingangstür zur Kirche hin war nicht geschlossen. Beide Flügel standen offen. Es wäre ein Leichtes gewesen, in diese Kirche zu gelangen, aber rechts und links der Tür standen Wächter. Sie trugen lange Gewänder und fremde Mützen auf den Köpfen, die mich an Wärmer für Kaffeekannen erinnerten. In den Händen hielten sie Stäbe, so daß sie mehr an Hirten erinnerten.

In der Kirche wurde gesungen. Musik begleitete die Stimmen. Sie

wirkten auf mich dumpf und rollend. Ich sah, daß die Menschen wohl an dem Portal vorbeischritten, sich aber nicht hineintrauten.

Nur Geladene hielten sich dort auf. Das Volk mußte draußen bleiben und würde sich erst später der Prozession anschließen dürfen.

Ich konnte erkennen, daß noch ein breiter Treppenaufbau existierte, als ich mich von dem Hauptportal entfernte. Dabei fiel mir noch etwas auf.

Die Kirche Medhane Alem war in Rundbauweise errichtet worden, und ich dachte plötzlich an die alte Templer-Kirche in Soho, die ebenfalls so angelegt worden war.

Sollten die Templer auch hier ihre Hände mit im Spiel gehabt haben? Ich ging schon davon aus, während ich einen weiteren Eingang suchte, um in die Kirche zu gelangen. Ich wollte einfach nicht bis zum Beginn der Prozession warten, sondern schon zuvor einen Blick auf die Lade werfen, denn sie war jetzt das Ziel aller Ziele. Ich stand dicht davor, es war einfach, relativ leicht, und ich würde mich auch nicht mehr zurückschicken lassen.

Weiße Mauern ragten vor mir empor. Nicht völlig kompakt, sondern unterbrochen durch Fenster, die ziemlich hoch lagen, so daß ich so gut wie nicht hineinschauen konnte.

Als ich es bei den niedrigen trotzdem versuchte, war leider nichts zu sehen, weil die Scheiben einen Blick in das düstere Innere der Kirche einfach nicht zuließen.

Die meisten Menschen hatten sich vor dem Hauptportal versammelt. An den Seiten und auch an der Rückseite der Kirche war es ziemlich leer. Wenn ich jetzt noch eine offene Tür fand, war alles gelaufen.

Leider sah ich sie nicht. Zumindest nicht an der Seite. Aber die Rückseite hatte, ich noch nicht in Augenschein genommen. So gab ich die Hoffnung nicht auf.

Dort hatte ich Glück.

Beinahe hätte ich die Tür noch übersehen, weil sie einfach zu schmal war und sich auch farblich kaum von den Wänden abhob.

Flankiert wurde sie von zwei kleinen, viereckigen Öffnungen, die allerdings so hoch lagen, daß ich nicht hineinschauen konnte.

Ich legte mein Ohr gegen das Holz. Das leichte Vibrieren der Tür war schon zu spüren. Über den Grund dachte ich nicht nach. Mich interessierte mehr der dicke Knauf, der die Stelle einer Klinke eingenommen hatte.

Die Sonne brannte mir auf den Rücken. Da die Tür allerdings im Schatten und auch in einer kleinen Nische lag, konnte ich den Knauf anfassen.

Ich drehte ihn und stemmte mich gleichzeitig mit der rechten Schulter gegen die Tür.

Glück oder…

Ja, ich hatte Glück. Die Tür war nicht verschlossen. Zuerst bekam ich den leichten Widerstand mit. Ich hörte auch das Kratzen, dann schwang die Tür langsam auf.

Endlich!

Aber nicht weit genug, denn wenig später wurde sie bereits von einem Hindernis gestoppt. Ich würde es erst zur Seite räumen müssen, bevor ich meinen Weg fortsetzen konnte.

Plötzlich bewegte sich das Hindernis.

Ich registrierte es zwar, aber ich war einfach zu überrascht, um darauf sofort zu reagieren. So konnte dieses lebende Hindernis die Tür ganz aufreißen.

Ich hatte den Knauf nur schwerlich losgelassen. Er rammte noch an meiner Hand entlang, als plötzlich das Hindernis vor mir stand.

Es war einer der Wächter!

Er sah aus wie ein Diakon. Er wirkte groß, aber nur, weil ich leicht in die Knie gegangen war. Von unten her schaute ich gegen seinen langen, grauen Bart. Er zischte mir etwas zu, was ich nicht verstand, dann drückte er mich wieder zurück aus dem Schatten in die Sonne.

So einfach wollte ich es ihm nicht machen. Einmal so dicht am Ziel, konnte ich nicht aufgeben. Er kam mir nach. Schimpfend. In der rechten Hand hielt er einen knorrigen Stab.

Ich hatte mich wieder aufgerichtet und ging einen kleinen Schritt nach vorn, um die Reaktion des Aufpassers mitzubekommen.

Er hob seinen Stab an.

Ich war schneller.

Bevor er ihn noch kippen konnte, hatte ich schon zugeschlagen. Es tat mir leid, aber für mich gab es keinen anderen Weg, um in die Kirche zu gelangen. Und ich mußt hinein, das stand fest.

Ich sah, wie der Mann nach Luft schnappte, als meine Faust ihn unterhalb der Brust traf. Er sackte sofort in die Knie und fiel mir entgegen.

Genau das hatte ich gewollt.

Mit der Handkante schlug ich zu und traf genau den Punkt in seinem Nacken, der wichtig war. Der arme Mann kam nicht mehr dazu, mich richtig anzusehen. Er sackte sofort zusammen. Dabei fiel er auch zurück bis gegen die Tür und schob sie noch weiter auf.

Bevor er stürzte, hatte ich ihn schon aufgefangen. Ich zerrte ihn zur Seite und legte ihn dicht an der Innenseite der Kirchenwand zu Boden.

Dann drückte ich die Tür zu. Der helle Ausschnitt verschwand, es wurde düster, und ich atmete tief durch.

Das war geschafft.

Die letzte Etappe?

Zumindest stand ich jetzt in der großen Kirche, inmitten der fremden Gerüche, der Stimmen und der leisen, hintergründigen Musik.

Viel sehen konnte ich nicht. Es war einfach zu dunkel. Aber es mußte einen Mittelpunkt geben. Ich glaubte nicht daran, daß es ein Altar war, sondern etwas anderes.

Als ich daran dachte, da bildete sich die Gänsehaut auf meinem Körper wie von allein…

***

»Sterben?« fragte Suko und blieb ruhig.

»Ja, ich sagte es.« Sie atmete heftig und schüttelte sich wieder.

Dann legte sie ihren Kopf zurück. Mit offenem Mund atmete tief ein und wieder aus.

Noch immer sah Suko die Blutspuren auf Alischas Gesicht. Sie würden so leicht auch nicht verschwinden, und Suko wünschte sich trotzdem, an ihrer Stelle zu sein. Dann hatte er erfahren, was irgendwo passiert war.

Sie hatte von einer Templer-Säule gesprochen, sie hatte auch vom Blut geredet, von Lalibela, von dessen wundersamer Macht, von den Kirchen der Templer, und dann war es aus ihr hervorgebrochen wie das Blut in einer anderen Zeit.

Suko kam damit nicht zurecht. Aber er nahm die Warnung auch nicht auf die leichte Schulter. Alischa schien tatsächlich eine Fatalistin zu sein, die sich einfach in ihr Schicksal ergab, das sie zudem in die Hände anderer gelegt hatte.

Natürlich quälten Suko zahlreiche Fragen, aber er wolle Alischa erst einmal zur Ruhe kommen lassen. Wenn sie erkannte, daß sie ihn trotz allem nicht hatte beeindrucken können, würde sie bestimmt aus sich herausgehen.

»Möchtest du noch einen Schluck?«

»Ein letzter Drink vor dem Tod?«

»Ich denke nicht so. Ich will nicht sterben.«

»Es wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben. Zuerst sterbe ich, dann bist du an der Reihe. Es ist etwas zerstört worden, das nicht hätte zerstört werden dürfen. Es war unser Heiligtum, es war die Säule in der Felsenkirche. Sie hat Lalibelas Stärke demonstriert, aber damit ist es jetzt vorbei.«

»Das sehe ich anders.«

»Du kennst uns nicht.«

»Stimmt. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der plötzlich so stark anfing zu bluten. Wäre es nicht besser, wenn wir zu einem Arzt fahren?«

»Willst du den Wagen schieben?«

»Nein, das nicht. Aber ich werde hier sicherlich noch einen Ersatzschlüssel finden. Du hast dich also ziemlich umsonst bemüht, muß ich dir ehrlich sagen.«

»Es war erst der Beginn«, flüsterte Alischa. »Es wird weitergehen, das kannst du mir glauben.«

»Und warum sollst du sterben?«

»Verräter sterben immer.«

»Wen hast du denn verraten?«

Sie schaute für einen Moment ins Leere. »Ihn – Lalibela. Ihn habe ich verraten. Unsere große Sache. Uns gehört die Lade. Wir sind die legitimen Nachfolger. Wir wollen sie haben. Wir müssen in ihrem Namen die Regierung in Äthiopien übernehmen, und wir müssen die alten, die uralten Zeiten wieder zurückholen. Sie wird diesem Land den gleichen Schutz geben wie den Stämmen Israels. Sie hat Jericho in Schutt und Asche fallen lassen. Sie hat den Krebs und die Pest über die Feinde des Volkes gebracht, und sie wird das gleiche über unsere Feinde bringen. Zurück zu den Wurzeln des Alten. Zu dem, wo alles einmal seinen Anfang genommen hat. Nur wenn wir so werden, dann wird man uns auch die Macht übertragen. Wir sind nahe an die Lade herangekommen, aber auch andere haben es versucht. Wir müssen die Feinde vernichten…«

Ihre Worte versickerten. Mit Entsetzen stellte Suko fest, daß die Frau schwach und schwächer wurde. Sie saß starr auf dem Sitz und schien froh zu sein, daß sie gestützt wurde. Der Atem floß nur spröde über ihre Lippen, die Augen hielt sie offen, aber sie machte nicht den Eindruck einer Frau, die auch etwas sah. Zumindest nicht das, was sich in ihrer unmittelbaren Umgebung abspielte.

Suko erlebte bei Alischa so etwas wie den Vorgang des Verfalls, und er wußte nicht, wie er ihn stoppen sollte. Er wünschte sich seinen Freund John Sinclair an die Seite, der aber war weit weg.

Suko trug kein Kreuz bei sich wie Sinclair. Er konnte nur versuchen, seine Worte so einzusetzen, daß Alischa sich endlich drehte und wieder dem normalen Leben zuwandte.

Er fragte sich nur, ob sie dazu noch in der Lage war. Sie hatte Blut verloren, blutete zwar jetzt nicht mehr, aber erholt hatte sich die Frau nicht. Es ging ihr nach wie vor schlecht. Suko fragte sich, in welch ein seelisches Dunkel sie gefallen war. Als sie den Kopf drehte, erschrak Suko über den Ausdruck in ihren Augen, obwohl diese nicht bluteten.

Sie zeigten nur das Erschrecken und spiegelten die geistige Folter wider, unter der Alischa litt. Ihr Blick war so schrecklich traurig und verloren. Sie zitterte. Sie konnte nicht sprechen. Dafür hob sie die rechte Hand an, als wollte sie dem Inspektor ein entsprechendes Zeichen geben.

Suko nahm diese Geste wahr. Er berührte die Finger. Sie fühlten sich anders an. Sie waren so kalt. Sie glichen den Zweigen eines alten Baumes, aus dem der Saft entwichen war. Sie waren schlaff und lappig zugleich.

»Alischa«, sagte er leise, aber eindringlich. »Sie brauchen nicht zu sterben. Sie dürfen nicht aufgeben. Wir beide werden gemeinsam einen Weg finden.«

»Nein«, sagte sie, »es gibt ihn nicht. Er hat mich verlassen. Er, der mich immer geführt hat. Lalibelas Geist hat sich zurückgezogen. Ich habe seine Feinde nicht stoppen können…«

»Warum Feinde? Ich habe nicht vor, euch zu töten. John Sinclair auch nicht.«

»Jeder, der versucht, an die Lade heranzukommen, ist ein Feind. Er muß ausgeschaltet werden.«

»Manche meinen es aber gut.«

»Nein, nur wir. Nur die Diener des großen Königs. Wir sind dabei, sein Reich wieder neu zu errichten. Dafür haben wir gekämpft. Dafür haben wir die Strapazen auf uns genommen, und wir sind sehr nahe dran. In diesem Jahr, auf diesem Fest, werden wir die Lade in unseren Besitz bringen und den neuen Staat gründen. Ich habe leider nicht am Ort sein können, aber auch ich bin immer mit dem großen König verbunden. Du hast es erlebt, du hast mich gesehen. Keiner von uns darf Fehler begehen. Keiner!«

Sie röchelte plötzlich. Die Worte wurden ihr abgeschnitten, und einen Augenblick später sackte sie zusammen. Alischa konnte nicht fallen, der Sitz und der Gurt hielten sie, aber es war zu sehen, wie sie allmählich verfiel.

Das Gesicht hatte an Farbe verloren. Sie war so schrecklich bleich geworden. Und es sah so aus, als wären braungraue Schatten dabei, über ihre Wangen zu huschen. Alischa atmete nur noch schwach.

Suko wußte, daß sie sterben würde, wenn sie nicht bald in ärztliche Behandlung kam. Ein Krankenhaus gab es in Lauder nicht. Nur einige Ärzte, von denen einer, das wußte Suko, einige Krankenzimmer in seiner Praxis unterhielt. Dort mußte die Frau zunächst hingeschafft werden.

Während Suko sich nach links beugte und im Handschuhfach nach dem Ersatzschlüssel suchte, hörte er über seinem Kopf das Stöhnen der Frau. Ein furchtbares Geräusch, wie bei einem Menschen, der die letzten Sekunden seines Lebens durchlitt.

Suko hatte Glück. Er fand den Schlüssel. Dann startete er den BMW und wartete noch einen Moment mit dem Anfahren. Über sein Handy rief er in der kleinen Polizeistation an und bekam Terence Bull an den Apparat.

»Oh, Inspektor, sind Sie noch…«

»Bitte, Constabler, jetzt keine Fragen. Ich habe hier eine verletzte Frau im Wagen, die unbedingt in ärztliche Behandlung muß. An wen kann ich mich wenden? – Wer kann noch eine Patientin aufnehmen?«

»Das ist Dr. Quinn.«

»Sehr gut. Wo finde ich ihn?«

Der Constabler überlegte einen Moment. Die Zeit hatte Suko bereits ausgenutzt und war angefahren. Daß man beim Autofahren nicht telefonieren sollte, war ihm schon klar. In diesem Fall heiligte der Zweck allerdings die Mittel.

»Er wohnt in einer Seitenstraße, Inspektor. Sie müssen…«

»Können Sie mich am Ortseingang abholen?«

»Wann?«

»Sofort.«

»Gut, ich werde dort sein.«

Suko schaltete das Gerät ab und ließ es wieder verschwinden. Innerlich fühlte er sich zerrissen. Er wußte, daß es jetzt auf jede Minute ankam. Aber auf der anderen Seite verdichtete sich bei ihm immer mehr die Gewißheit, daß er zu spät kommen würde. Alischa verlor immer mehr an Kraft und Leben. Sie hing kraftlos auf dem Sitz. Ihr Kopf war zur Seite gefallen. Suko sah, daß aus dem rechten Mundwinkel wieder ein feiner Blutstreifen sickerte. Er hätte sie gern angesprochen, doch er traute sich nicht.

Suko fuhr schnell. Er hörte die Reifen quietschen, wenn er die Kurven nahm. Von einem Dr. Quinn hatte er noch nichts gehört, hoffte aber, daß der Arzt so gut war, um noch zu retten, was zu retten war.

Suko wollte nicht, daß Alischa starb, auch wenn sie sich selbst nicht gegen ihr Ende auflehnte.

Er hörte sie leise röcheln. Manchmal bewegte sie auch ihre Hand, aber das waren keine normalen Bewegungen. Der Arm wurde müde angehoben und fiel schlaff wieder zurück.

Suko hatte bereits die ersten Häuser von Lauder erreicht. Für ihn war dieser Ort früher immer eine Idylle gewesen, ein Ruhepunkt, aber jetzt, wo Johns Eltern tot waren und das Grauen sich in Lauder eingeschlichen hatte, sah er ihn mit anderen Augen an.

Er fuhr schneller.

Noch eine Kurve, dann ging es geradeaus weiter, hinein nach Lauder.

Und genau dort wartete der Constabler neben seinem Fahrzeug.

Er hob die Hand, als Suko um die Kurve bog, und der Inspektor bremste ab. Neben dem Streifenwagen rollte er aus.

Bull wollte eine Frage stellen, aber Suko schüttelte den Kopf. »Steigen Sie ein und fahren Sie vor.«

Bull warf einen kurzen Blick auf die Frau. »Ich habe schon Bescheid gesagt, Sir.«

»Wem?«

»Der Ärztin.«

Suko registrierte nur nebenbei, daß er es mit einer Frau zu tun bekommen würde. »Gut, dann fahren Sie los.«

Terence Bull stieg wieder ein. Wenig später drehte sich auch das

Warnlicht auf dem Dach des Streifenwagens, als er sein Fahrzeug wieder startete.

Suko blieb dicht hinter ihm. Er mußte sich konzentrieren. Die Straße war nicht sehr breit, so konnte er sich nicht mit Alischa beschäftigen. Hin und wieder hörte er sie. Was da an seine Ohren drang, das war auf eine besondere Art und Weise schlimm, denn als Atmen konnte man es nicht mehr bezeichnen, nur noch als Röcheln. Immer öfter drangen diese schrecklichen Geräusche über ihre Lippen, und Suko lauschte zwangsläufig ihren jammernden Lauten nach.

Bull fuhr den Weg, der für Autos gesperrt war. Dann bog er nach rechts in eine Gasse ab, die bergab führte und in eine Querstraße mündete. Dort ging es nach links.

Die Reifen beider Autos jaulten, als sie strapaziert wurden. Aber die Fahrt ging weiter, ohne Zwischenfälle.

Für Suko dehnte sich die Zeit. Er brauchte die Sekunden, und sie kamen ihm jetzt doppelt und dreifach so lang vor. Er nahm die Umgebung nicht wahr. Sein Blick war einzig und allein auf das Heck des Streifenwagens gerichtet, dessen Bremslichter dann aufglühten.

Der Kollege stoppte an der linken Straßenseite, direkt vor einem ziemlich großen Haus, das etwas versetzt lag und von einem ziemlich großen Grundstück umgeben war. Ein Zaun aus Eisenstäben umschloß das Gelände, aber ein Tor stand weit offen.

Suko riß das Lenkrad herum und fuhr auf das Grundstück. Er hatte den Seiteneingang schon längst gesehen. Kurz davor stoppte er seinen Wagen. So dicht neben einem Busch, daß dessen Zweige am Blech entlangstreiften.

Dann stieg er aus.

Der Polizist hatte sein Fahrzeug an der Straße abgestellt. Er rannte auf den BMW zu und sah, daß der Inspektor bereits die Beifahrertür geöffnet hatte.

Alischa trug keine Handschellen mehr. Suko hatte sie ihr längst abgenommen. Er wollte die Frau aus dem Wagen zerren, als er bereits aus dem Augenwinkel den Schatten sah.

Dr. Quinn war es, die mit wehendem Kittel auf ihn zugelaufen kam. In ihrer Begleitung befanden sich zwei junge Helfer, die eine Trage über den gepflasterten Weg schoben. Die Ärztin sah, daß Suko die Frau in einer Schräglage hielt und sie schüttelte den Kopf, während sie wild gestikulierte.

»Nein, bitte, lassen Sie das.«

Suko hielt sie trotzdem fest. Dann wurde ihm die Frau praktisch aus den Händen genommen. Die beiden Helfer legten sie auf die Trage und fuhren sie sofort ins Haus.

»Wir sehen uns später«, sagte die Ärztin und eilte hinter den beiden her.

Es paßte Suko nicht ganz, aber hier endete seine Kompetenz. Alles weitere mußte er der Fachfrau überlassen.

Terence Bull war zu ihm gekommen. Der Constabler schwitzte. In seinem Blick lag eine Unruhe, die von seiner Nervosität zeugte. Er hob auch die Schultern.

»Ich weiß, was Sie denken«, sagte Suko, »aber ich kann Ihnen beim besten Willen keine Erklärung geben.«

»Ja, das kann sein. Aber es hat sich angehört, als würde die Frau bald sterben.«

»Das ist möglich.«

»O Scheiße.«

»Aber warten wir ab, Mr. Bull. Ist bei Ihnen etwas passiert?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Abgesehen davon, daß es mir nicht gefällt, die beiden Toten aufzubahren,«

»Das wird sich auch noch ändern.«

»Und was ist mit John Sinclair? Haben Sie vielleicht was von ihm gehört?«

»Leider nicht.«

»Dann ist alles…« Er schluckte. »Dann weiß er noch immer nicht über das Schicksal seiner Eltern Bescheid?«

»Es deutet vieles darauf hin.«

»Und was werden Sie tun?«

»Ich muß mich erst einmal um die Frau kümmern.« Da ihm der Constabler im Weg stand, schob Suko ihn zur Seite, aber der Mann zeigte sich störrisch.

»Ich habe einen Blick auf die Frau werfen können, Sir. Sie sah ja schlimm aus.«

»Ja, es ist auch schlimm.«

»Blutete sie?«

»Auch das.« Suko räusperte sich. »Entschuldigen Sie mich bitte.«

Suko wollte zum Eingang. Er mußte die Stufen hoch und sah, daß die Tür offenstand. Ein schmaler Keil klemmte sie fest.

Das Viereck war von dichten Efeuranken umwachsen, die auch noch über die Ränder hinwegreichten und Suko an den Schultern streiften, als er das düstere Haus betrat und in einer ziemlich großen Diele stehenblieb. Sie diente zugleich als Wartezimmer. An den Wänden standen zahlreiche Stühle. Auf den Flächen lagen Sitzfilze.

Ein Stuhl war besetzt. Dort hockte eine ältere Frau in einem dicken Kostüm mit Fischgrätmuster und einem seltsamen Hut auf dem Kopf, der wie ein Topf aussah. Kaum hatte Suko den Raum betreten, wies sie mit dem Zeigefinger auf ihn. »Machen Sie die Tür zu, sonst wird es hier noch kalt.«

»Ja, natürlich.« Suko löste den Keil. Erst als die Tür wieder ins Schloß gefallen war, zeigte die Frau ihr zufriedenes Nicken und hob

ihr Strickzeug an, das zuvor auf ihren Beinen gelegen hatte.

Suko war kein Patient und wollte deshalb auch nicht warten wie einer. Er suchte die anderen Türen ab. Auf zwei standen die Worte *Kein Eintritt*, also öffnete Suko die dritte Tür, nachdem er kurz angeklopft hatte. Er sah die junge Helferin an einem Schreibtisch sitzen, von einem Computer verdeckt.

Sie stand auf, als sie Suko sah. »Die Frau Doktor ist noch im Behandlungsraum.«

Ein Tresen aus braunem Holz trennte die Patienten vom Personal.

Suko stützte seine Hände auf und nickte der jungen Helferin zu. Sie trug eine randlose Brille und hatte das braune Haar zurückgesteckt.

»Hat Dr. Quinn schon einen ersten Kommentar abgegeben, was den Zustand der Patientin angeht?«

»Nein, das hat sie nicht. Sie sah aber sehr besorgt aus.«

Eine Seitentür öffnete sich. Der zweite Helfer erschien. Der junge Mann. Er sah ziemlich blaß aus und schüttelten den Kopf, auf dem flachsblondes Haar wuchs.

»Was haben Sie?« fragte Suko.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er, »aber es sieht nicht gut aus, glaube ich.«

»Wieso?«

Er hob die Schultern. »Genaues kann ich Ihnen nicht sagen, aber auch die Frau Doktor scheint…«

Hinter Suko stieß jemand wuchtig die Tür nach innen. Der Inspektor wirbelte herum, weil er sofort an einen Angriff dachte, aber es stand nur die Frau mit dem Hut auf der Schwelle. Sie wirkte wie ein Dragoner. Das Strickzeug hatte sie unter den linken Arm geklemmt.

»Wann bin ich endlich an der Reihe?«

»Sie müssen noch warten, Mrs. Caltbright.«

»Wie lange noch?«

»Am besten ist es, wenn Sie morgen wiederkommen«, sagte der junge Arzthelfer.

»Da kann ich doch schon tot sein!« erklärte sie mit schriller Stimme. »Ich spüre schon wieder diese Hitzewellen.«

»Das liegt am Wetter.«

»Woher wollen Sie das denn wissen?«

»Ich kenne Ihre Krankenberichte doch, Mrs. Caltbright.«

»Ha.« Sie schaute sich um und bedachte besonders Suko mit einem bitterbösen Blick. Schließlich hatte sie sich entschlossen, dem Rat zu folgen, drehte sich um und ging.

Beide Helfer atmeten auf. »Die ist furchtbar«, sagte der junge Mann. »Wir nennen sie Mrs. Moliere.«

»Die eingebildete Kranke?«

»Ja, Mister.«

»Aber die andere Frau – ich werde zu ihr müssen. Wo finde ich Ihre Chefin?«

Die beiden warfen sich einen Blick zu. »Ich weiß nicht, ob das gut ist«, sagte die Helferin. »Frau Doktor möchte nicht gern bei ihrer Arbeit gestört werden.«

»Das kann ich verstehen, aber in diesem Fall verhält es sich anders. Außerdem bin ich Polizeibeamter. Wo also?«

»Kommen Sie mit.«

Suko folgte dem jungen Mann. Sie gingen durch die Tür, durch die er auch gekommen war.

Dahinter lag noch nicht das Behandlungszimmer, sondern ein Vorraum, in dem eine Liege und ein paar Stühle standen, die zum Sitzen einluden. An der linken Wandseite sah Suko einige medizinische Geräte, über deren Funktion er sich nicht im klaren war.

Eine weiße Tür führte in den eigentlichen Behandlungsraum. Der junge Mann öffnete sie, warf einen Blick hinein – und zog sich sofort wieder zurück. Dabei drehte er sich um. Suko sah sein blasses Gesicht.

Er fragte erst gar nicht nach, sondern schob den jungen Mann zur Seite, um freie Bahn zu haben.

Er hatte das Behandlungszimmer noch nicht betreten, als er das unheimlich klingende Röcheln hörte. Es drang aber nicht aus Alischas Mund, sondern aus dem der Ärztin.

Alischa lag auf der Behandlungsliege. Einen Arm hatte sie in die Höhe gestreckt, und die Finger umklammerten den Hals der Ärztin mit eisenhartem Griff…

***

Suko sah, daß das Gesicht der Frau bereits angelaufen war. Die Augen der Frau waren so groß geworden, daß sie schon unnatürlich wirkten. Sie hielt den Mund offen.

Sie stand unter Druck. Sie zuckte mit dem Körper, aber sie schaffte es nicht. Der Griff war zu hart. Auch als sie ihre Arme hob und sie ihre Hände um die Handgelenke drehten wollte, war es ihr nicht möglich, den Griff zu lösen.

Suko war mit zwei langen Sprüngen am Ort des Geschehens.

Wenn er nicht schnell eingriff, würde Alischa die Frau erwürgen.

Das heißt, Alischa war sie nur äußerlich. In ihrem Innern mußte eine andere Person oder andere Kraft stecken.

Suko warf ihr auch keinen Blick zu. Er wollte gar nicht sehen, wie sie aussah, er mußte nur den Griff lösen. Mit beiden Händen packte er zu.

Es fiel ihm schwer. Die Finger hielten eisenhart fest. Suko versuchte, sie vom Hals der Frau wegzubiegen. Er hörte dabei die schrecklichen Geräusche dicht an seinem Ohr, aber er war auch froh darüber, denn noch lebte sie.

Er schaffte es.
Der Reihe nach bog er die Finger auf, die ihm jetzt vorkamen wie stabiler, dicker Draht. Die Ärztin war frei. Sie taumelte zurück, stieß dabei gegen ein Hindernis und warf es um. Was es war, sah Suko nicht. Er drehte sich auch nicht um, weil er sich um Alischa kümmern mußte.
Ihr Würgearm war wieder zurück auf die Liege gefallen. Suko hatte ihr die Finger verdrehen müssen, und sie waren in diesen Haltungen geblieben. In seinem Rücken hustete die Ärztin. Ein Zeichen, daß es ihr wieder besserging.
Im Gegensatz zu Alischa, denn um sie stand es schlimm. Suko konnte sich jetzt die Zeit nehmen und sie sich genauer anschauen.
Er erschrak und fragte sich, was da für eine Gestalt vor ihm lag.
War es noch ein Mensch, eine Frau? Oder befand sie sich bereits auf dem Weg in einen anderen Zustand? Sie wirkte so, als wäre sie bereits mumifiziert worden. Zumindest teilweise.
Die Haut war eingefallen. Getrocknet. Falten und Runzeln zeichneten das Gesicht wie alte Rinde. Aus dem Mund war noch einmal Blut gequollen, aber nicht weitergeflossen. Auf den Lippen noch hatte es gestockt, und dort schimmerte auch die rotbraune Schicht.
Sie lebte noch.
Alischa starrte Suko an.
Veränderte Augen. Ölpfützen. Dunkelheit im Blick. Vielleicht auch durch Bluttropfen verschmiert. Das gesamte Gesicht der Frau sah aus, als hätte man ihm eine abstoßende Maske übergestreift. Auch die Haut am Hals war eingefallen. Alischa trug noch immer den Mantel. Aus den beiden Ärmeln schauten die Hände hervor. Auch sie hatten sich verändert. Sie waren alt geworden und wirkten ebenfalls ausgetrocknet. Aber Alischa lebte noch. Sie atmete geräuschvoll. Es war mehr ein Röcheln. Untermalt von blubbernden Geräuschen, die immer dann entstanden, wenn die kleinen Blutblasen, die diese Geräusche begleiteten, zerplatzten.
Suko beugte sich über Alischa. Er schaute dabei direkt in ihr Gesicht. »Kannst du mich hören?« flüsterte er.
Ja, sie hatte ihn gehört. Zumindest bewegte sie ihre ölartigen, sehr dunklen Augen und richtete den Blick wieder in die Höhe. Ihre Lippen zuckten wie bei einem Menschen, der etwas sagen wollte, aber sie kriegte kaum ein klares Wort heraus.
Suko mußte schon genau hinhören, um sie überhaupt verstehen zu können. Dann hörte er den Namen Lalibela. Und dies nicht nur einmal, sondern mehrere Male.
»Was ist mit ihm?« fragte er.
»Lalibela. Verraten – Rache…«
Sie hatte recht. Wie immer sich Alischa mit diesem geheimnisvollen

König verbunden haben mochte – wahrscheinlich auch durch den Blutkontakt, von dem sie berichtet hatte –, seiner Rache konnte sie nicht entwischen. Es war etwas Wichtiges zerstört worden, was nicht nur ihm, sondern auch zu seinen Dienern gehörte, und dieses Wichtige hatte nur die Templer-Säule sein können.

Suko konnte es nicht ändern. Er mußte den Tatsachen ins Auge sehen. Vor ihm lag eine alte Frau. Lalibelas Macht hatte sie verlassen.

Und es war auf eine gewisse Art und Weise sogar gut so. Wenn er sich vorstellte, daß alle Personen, die zu Lalibelas Umkreis gehörten, so reagierten wie Alischa, dann wäre ein Machtwechsel an der Spitze der Regierung verdammt gefährlich gewesen.

Das Husten hinter ihm hatte aufgehört. Dafür hörte er Schritte. Die Ärztin stellte sich neben ihn. Suko drehte den Kopf nach rechts, um sie anschauen zu können.

Sie war noch immer sehr blaß. Am Hals zeichneten sich die Würgemale ab, aber ihre jetzige Blässe hatte nichts mehr mit dem Aussehen während dieser schrecklichen Würgezeit zu tun.

Dr. Quinn war einfach überfordert, und das gab sie auch offen zu.

»Ich weiß nicht weiter, Mister. Ich bin ratlos. Das hier übersteigt nicht nur meine medizinischen Kenntnisse, sondern auch meine Phantasie. Können Sie das verstehen?«

»Und wie ich das kann.«

»Was machen wir jetzt?«

»Nichts weiter«, sagte Suko.

»Bitte?«

»Sie können diese Frau nicht mehr retten.« Suko hob die Schultern.

Er suchte nach Worten. »Sie ist uns auf eine gewisse Art und Weise entrissen worden.«

Dr. Quinn schüttelte den Kopf. »Wie Sie das sagen, Mister. Da komme ich nicht mit.«

»Das Schicksal teilen Sie mit vielen Menschen, Doktor.«

Die Ärztin runzelte die Stirn. Es war ihr anzusehen, daß sie nachdachte. »Wer sind Sie eigentlich?« fragte sie dann, um gleichzeitig einen Schritt zur Seite zu weichen, als hätte sie Angst vor Suko bekommen. »Sie haben hier - ahm, eine Person als Notfall eingeliefert, bei der meine ärztliche Kunst versagte. Und nicht nur das. Diese Person hat sich sogar verändert. Sie wurde zu einer anderen, zu einem völlig fremden Wesen…«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Aber das ist keine Erklärung für dieses – Phänomen, oder?«

»Ich gebe Ihnen recht. Das ist es nicht.« Suko wischte über seine Stirn. »Sie können mir glauben, daß es auch mir schwerfällt, eine Erklärung zu geben.«

»Das kann ich mir selbst bei Ihnen vorstellen. Aber Sie haben mir

noch immer nicht gesagt, wer Sie sind. Nur scheinen Sie gute Beziehungen hier zur Polizei zu haben.«

»Mein Name ist Suko. Ich arbeite für Scotland Yard und bin ein Kollege und Freund eines gewissen John Sinclair. Falls Ihnen der Name etwas sagt, Mrs. Quinn.« Die etwa vierzigjährige Frau mit den braunen Haaren, in denen sich die ersten grauen Streifen verloren, trat zurück. Sie öffnete den schmalen Mund. Ihre Nasenflügel zitterten. »Und ob mir dieser Name etwas sagt. Ich kenne auch die Eltern, das heißt, ich kannte sie. Ich weiß über John Sinclair Bescheid, obwohl ich ihn persönlich nicht kenne. Aber man erzählt sich einiges über ihn, vor allen Dingen über seinen Beruf, der ja mehr als außergewöhnlich sein soll.«

»Da muß ich Ihnen recht geben.«

Dr. Quinn hob langsam ihre rechte Hand. Dann deutete sie auf Sukos Brust. »Sind Sie, ich meine, haben Sie vielleicht denselben Beruf?«

»Ja. John und ich arbeiten zusammen.«

Margret Quinn schloß für einen Moment die Augen. Dann schaute sie auf die Frau und holte tief Luft. »Ja, ja«, stieß sie hervor, »allmählich schließt sich der Kreis, obwohl ich die einzelnen Teile noch immer nicht begreifen kann. Aber Sie werden bestimmt recht haben.«

»Ich heiße übrigens Suko.«

Sie schlug mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Natürlich, Suko. Entschuldigen Sie, daß ich Ihren Namen nicht gewußt habe. Er ist einige Male gefallen, auch hier unten in Lauder, wenn ich mich mit Johns Eltern unterhielt. Ja«, sagte sie noch, »das erklärt vieles, aber nicht alles.«

»Das stimmt.«

Etwas unsicher fragte die Ärztin. »Bleibt diese Person auf der Liege auch für Sie ein Rätsel?«

»Ja.«

»Welches denn?«

»Ich müßte sehr weit ausholen, um Ihnen das zu erklären. Nehmen Sie einfach hin, daß sie unter einer sehr alten und auch rätselhaften Macht gestanden und letztendlich gelitten hat. Um die Gründe zu kennen, muß man sehr weit zurückgehen. Man kann dabei auch nicht auf unserem Kontinent bleiben.«

»Meinen Sie Europa damit?«

»Ja.«

Dr. Quinn hob wieder die Schultern. »Ich bin keine Historikerin und erst recht keine Person, die sich mit den Mysterien fremder Völker befaßt. Ich habe Medizin studiert. Ich kenne deshalb auch meine Grenzen, und hier muß ich passen. Trotzdem habe ich eine Frage an Sie, Suko.«

»Bitte.«

Beinahe bittend schaute die Frau ihn an. »Was machen wir denn jetzt mit ihr?«

»Wir sollten sie zunächst einmal hier bei Ihnen lassen, Mrs. Quinn.«

Ihr Gesicht verschloß sich. Suko sah, daß sie schluckte. Es schien ihr überhaupt nicht zu gefallen. Sie schloß die Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder und schaute ins Leere. »Daß mir das nicht paßt, können Sie sich vorstellen.«

»Bestimmt sogar. Aber ich sehe im Augenblick keine andere Möglichkeit. Wir wissen nicht mal, ob sie tot ist.«

Die letzte Bemerkung sorgte bei der Ärztin für eine gewisse Mobilität. In ihrem Beruf gehörte es dazu, so etwas festzustellen. Deshalb sagte sie auch. »Moment mal, das werden wir gleich haben.« Mit einem langen Schritt hatte sie die Liege erreicht, wo Alischa in all ihrer Scheußlichkeit lag. Sie hatte sich noch mehr verändert, und Suko kam es vor, als wäre sie in die Breite gelaufen. Wie ein Körper, der sich allmählich von innen heraus auflöste und dabei seine ursprüngliche Form veränderte. Deshalb blieb die Ärztin auch kopfschüttelnd vor diesem Phänomen stehen und sagte leise: »Das begreife ich nicht.«

Suko war neben sie getreten. »Es ist auch schwer«, gab er zu und senkte ebenfalls den Blick. Dabei fragte er sich, ob die Frau tatsächlich tot war oder sich noch auf dem Weg dorthin befand.

In ihren Augen war kein Leben mehr, aber sie bewegte sich trotzdem. Der Körper zitterte. Er zerfiel. Die Haut war dabei, sich allmählich zu verändern. Gleichzeitig löste sie sich auf. Sie wurde immer weicher, sogar flüssig, denn unterhalb des Mantelsaums quoll diese dünne, fettig und sirupartige Masse hervor.

Dr. Quinn hatte sie gesehen. »Meine Güte, was ist das nur?« hauchte sie.

»Wenn ich Ihnen sage, daß es die Rache eines uralten Königs ist, würden Sie mir dann glauben?«

»Ich sage *ja*, obwohl ich es nicht glaube.«

»Aber es stimmt«, erklärte Suko. »Alles kommt genau hin. Alles paßt, und ich weiß nicht mal, ob sie überhaupt ein normaler Mensch gewesen ist. Oder läßt ein Mensch sich mit dem Blut eines Fremden impfen?«

»Was sagen Sie da?«

»Ja, mit dem Blut eines uralten Fremden. Das heißt, mit dem ebenfalls uralten Blut.«

»Muß ich das glauben?«

»Sie sehen, was geschieht.«

»Ja, das sehe ich.«

Die Ärztin sprach nicht mehr weiter, weil ihr einfach die Worte fehlten. Suko war ebenfalls stumm. Er hatte es nicht glauben wollen, doch er sah jetzt den Beweis. Der Körper löste sich immer stärker auf.

Diese Frau hatte den magischen Keim des Königs Lalibela in sich getragen. Irgendwo auch dessen Gene, die durch die Blutübertragung in sie hineingeraten waren. Jetzt zahlte sie dafür den Preis.

Sie hatte ihren Auftrag nicht ausgeführt und versagt. Zugleich war im fernen Äthiopien etwas Wichtiges zerstört worden. Es gab die alte Templer-Säule nicht mehr. Suko wußte es nicht genau, aber er konnte sich sehr gut vorstellen, daß sein Freund John Sinclair daran die Schuld trug.

Als sie das leise Knacken hörten schraken beide zusammen. Es war vom Kopf her aufgeklungen, aber die Person hatte dabei nicht die Zähne bewegt.

Dr. Quinn schüttelte sich und umfaßte Sukos Arm, damit er ihr den nötigen Halt gab. »Ich kenne das Geräusch«, hauchte sie.

»Wenn Knochen brechen, entsteht es.«

»Sie haben recht.« Suko wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen das Gesicht. »Da, schauen Sie.«

Die Knochen waren in der Höhe der Wangen gebrochen. Genau dort passierte auch etwas, denn da sackten die beiden Gesichtshälften zusammen. Es bildeten sich regelrechte Mulden. Gleichzeitig riß die braune, weiche und rissige Haut, dünnte aus, wurde wieder zu einem Sirup, der sich rechts und links des Kopfes verteilte.

Dr. Margret Quinn drehte ihren Kopf zur Seite. Sie konnte und sie wollte nicht mehr hinschauen, während Suko seinen Blick nicht mehr vom Kopf der Frau wegnahm.

Er wußte genau, daß diese Auflösung nicht von ungefähr kam. Sie hatte etwas zu bedeuten. Ein Gesicht zerfiel nicht grundlos, denn zu einem Gesicht oder einem Kopf gehörte auch ein Gehirn. Darin waren die Erinnerungen gespeichert.

Suko erinnerte sich plötzlich daran, was er bei der Auflösung des Schattens gesehen hatte. Obwohl beide verschiedenen Gruppen angehörten, konnte er sich vorstellen, daß die Erinnerungen dieser Frau auf eine unerklärliche und wirklich mystische Weise sichtbar wurden.

Möglicherweise durch die Augen…

Noch hatten sie ihre Plätze in den Höhlen eingenommen. Aber die Masse in den Pupillen fing an zu zittern. Sie vibrierte wie dünner, dunkler Pudding, ohne allerdings rechts und links aus den Höhlen hervorzuquellen.

Dafür zerbrach unter der Haut wieder das Gebein.

An der Stirn, im Kopf. Das Knacken war nicht zu überhören, und dann fiel der Schädel zusammen. Plötzlich war auch das veränderte Gesicht nicht mehr vorhanden. Für Suko sah es aus, als würde die Haut wegschwimmen, aber sie war auch weiterhin vorhanden. Allerdings wurde sie von der Flüssigkeit überschwemmt, die aus den

Augen trat und an dunkles Öl erinnerte.
»Das gibt es doch nicht«, flüsterte die Ärztin. »Das ist ja grauenhaft. Dann der Geruch…«
Sie hatte recht. Suko schnupperte. Es war ein Gestank, wie er ihn noch nie zuvor wahrgenommen hatte. Da vermischten sich zwei Komponenten.
Einmal der Geruch von Verwesung, aber nicht so nach einem Toten riechend, sondern mehr nach sterbender Natur.
Und zum zweiten der Geruch – nach Honig!
Dr. Quinn trat wieder an Suko heran. »Meine Güte, Suko, riechen Sie das?«
»Ja.«
»Und?«
»Soll ich Ihnen sagen, daß es nach Honig riecht?«
Die Ärztin atmete stöhnend ein. »Ja, das sollen Sie. Dann weiß ich nämlich, daß ich mich nicht geirrt habe. Es riecht nach Honig. Nach einem verdammten Honig.« Sie konnte nicht mehr anders und mußte schrill lachen. »So etwas, also so etwas…«
»Sagen Sie nichts, bitte.«
»Warum nicht? Sollen wir nicht gemeinsam nach einer Erklärung suchen, Suko?«
»Es hat keinen Sinn. Wir müssen es so hinnehmen, wie es ist. Glauben Sie mir.«
»Und wie ist es?«
»Anders.«
»Das ist doch keine Antwort.«
Suko wußte das selbst, aber unter seinem nächsten Blick verstummte die Frau.
Die Flüssigkeit aus den Augen hatte sich mittlerweile immer weiter ausgebreitet. Es glich schon einem Phänomen, daß so etwas überhaupt geschehen konnte. Die Masse mußte sich nicht nur in den Augen gesammelt haben, sondern auch im Kopf der Frau mit dem Namen Alischa. Die Augen waren nur so etwas wie die Türen ins Freie gewesen.
Das Zeug breitete sich in alle Richtungen hin aus. Von den Resten des Gesichts war nichts mehr zu sehen, und keiner von ihnen hörte mehr dieses schreckliche Brechen der Knochen.
Nur die Flüssigkeit mit ihrer rotbraunen Farbe war da. So rotbraun wie das alte Blut des Lalibela, des Königs, der schon als Baby von Bienen umschwärmt gewesen war.
Bienen und Honig.
Beides gehörte auch zusammen. Deshalb war dieser Geruch für Suko auch nicht so fremd. Er sah ihn eher als eine Erinnerung an Lalibela an. Zugleich schaffte er es nicht, seinen Blick von der Flüssigkeit zu

reißen.

Das Gesicht mit seinen veränderten und verunstalteten Zügen war jetzt völlig unter der dunklen Masse verschwunden. Nicht mal mehr Umrisse waren zu sehen.

Es floß auch nichts mehr hinzu. Die leichten Wellenbewegungen nahe der Augen hatten ebenfalls aufgehört, die Flüssigkeit lag wirklich so ruhig da, als wäre sie hingegossen worden.

War es vorbei?

Suko konnte es nicht glauben. Er rechnete fest damit, daß noch etwas passierte, und er konzentrierte sich jetzt auf die Oberfläche, die einen seltsamen Glanz erhalten hatte.

Wieder dachte Suko an die Auflösung des Schattens. Da hatte er schließlich in einen Spiegel schauen und Johns Reise mitverfolgen können. Zumindest einen kleinen Teil davon.

Und hier?

Nichts – nur die so ungewöhnlich riechende Flüssigkeit. Kein Dunst oder Nebel, der über dem Gesicht schwebte, aber trotzdem blieb der Vergleich mit einem Spiegel bestehen.

Suko wollte es genauer wissen. Er beugte sich nach vorn. Auf der Fläche malte sich etwas ab, denn diese Glätte strahlte sie bereits aus.

Er schaute genauer hin und entdeckte die Umrisse eines Gesichts.

Es war sein Gesicht.

Nein, es stimmte nicht.

Nicht sein Gesicht.

Ein anderes.

Suko sah anders aus. Er hatte nicht die hohe Stirn, auch nicht die breiten Züge und ebenfalls nicht diese großen und schon unheimlich wirkenden Augen.

Es war ein fremdes Gesicht. Eins, das Suko durch die Erzählungen der toten Alischa indirekt bekannt vorkam, und es zeichnete sich in oder auf der Oberfläche ab, wie von einem zitternden dünnen Pinsel gemalt.

Das Gesicht eines längst Verstorbenen, dessen Blut, dessen Gene die Frau namens Alischa unter seine Kontrolle gebracht hatten. »Lalibela«, flüsterte Suko nur…

***

Die Tür war wieder zugefallen, der Wächter lag wie ein Bündel in der Ecke, und ich wußte, daß er für die nächste Zeit schlafen würde.

So hatte ich genügend Zeit, um die Kirche zu durchstreifen. Ich fand hoffentlich auch die Gelegenheit, mich der Lade zu nähern, von der ich nichts sah, aber ich befand mich auch an einer nicht eben günstigen Stelle im Hintergrund dieses Bauwerks.

Das Innere der Kirche war schon gewöhnungsbedürftig. Nicht so sehr

vom Umfang und von den Ausmaßen her, es gab da noch andere Gründe, denn an den Säulen und an den Wänden trieben Schwaden wie mächtige Schatten vorbei.

Kein Nebel, sondern der Weihrauch, der aus den großen Gefäßen drang, die von den Helfern geschwenkt wurden. Ich selbst sah die Männer nicht, denn sie standen an ihren Stellen wie eingenebelt.

Aber die Wolken fanden ihren Weg durch die Kirche.

Sie krochen über den Steinboden hinweg. Sie glitten an den Wänden entlang, ohne ein Geräusch abzugeben, sie verteilten sich, als sie in die Höhe und damit der für mich nicht sichtbaren Decke entgegenstiegen, aber sie lösten sich niemals auf, da sie immer wieder Nachschub erhielten, so daß die Gebilde blieben und sich nur in sich selbst veränderten.

Mich drängte es natürlich, aber trotzdem ließ ich mir Zeit. Die Gewürze und Aromen des Weihrauchs waren für meine Nase mehr als ungewöhnlich. Ich konnte sie ertragen, das schon, aber zuviel wollte ich davon nicht abkriegen.

Die fremden Ingredienzien waren nicht für Nasen wie meine bestimmt. Das war nicht der Weihrauchgeruch, den ich von katholischen Messen her kannte. Er war anders, er war intensiver, als sollte er das Bewußtsein der Menschen hier verändern und dafür sorgen, daß sie neben der normalen Umgebung noch Bilder sahen, die ihnen vorgegaukelt wurden, als hätten sie ein Rauschmittel eingenommen, das eben diese Phantasiegebilde entstehen ließ.

Es war nicht zu umgehen, ich mußte diesen Weihrauchnebel einfach einatmen. Der Weihrauchnebel wehte gegen mich, traf meine Kleidung, setzte sich darin fest, so daß ich ihn auch dort roch, und es kam mir manchmal vor, als stiege er sogar aus dem Steinboden der Kirche.

Es war kühler als draußen. Dennoch brach mir der Schweiß aus. Er klebte an jeder Stelle meines Körpers, und wenn ich ihn wegwischte, drang er sofort wieder aus den Poren.

Das Gefühl, in einer Sauna zu stecken, verdichtete sich bei mir immer mehr.

Bisher war ich noch nicht nach vorn gegangen. Es war auch nicht einfach, etwas zu erkennen, da die Schwaden ihre abdeckende und schützende Funktion beibehielten.

So dauerte es seine Zeit, bis ich so ungefähr das Zentrum herausgefunden hatte.

Es lag vor mir.

Wahrscheinlich in der Mitte dieses Rundbaus, wo auch mächtige Säulen standen, von denen ich allerdings nur die verschwommenen Umrisse sah. Allerdings konnte ich erkennen, daß sie ziemlich nah beieinander in die Höhe wuchsen. Die Räume zwischen ihnen waren

nicht allzu groß, aber von den Schwaden beherrscht.

Bildeten die Säulen einen Kreis oder nur einen Halbkreis? Zu viele tauchten in den Schwaden unter. Ich ging davon aus, daß sie einen Kreis bildeten und somit einen Grundriß in dem großen schufen, dann war auch vorstellbar, daß dieser Kreis das Zentrum war, mit der Lade darin, die irgendwann in naher Zukunft durch die Straßen von Aksum getragen wurde.

Allmählich wurde ich unruhig. Ich suchte ein Ziel und visierte dabei eine bestimmte Säule an. Es war diejenige, die ich am besten und klarsten erkennen konnte.

Sehr langsam bewegte ich mich auf sie zu. Es war ja nicht nur der Weihrauch, der mich störte, es kam noch etwas anderes, für europäische Ohren Fremdes hinzu.

Dieser ungewöhnliche Singsang. Zusammen mit der Musik füllte er ebenfalls die Kirche aus. Diakone, Adepten und Priester ließen ihre Stimmen erschallen. Letztere trugen auf ihren Köpfen sogenannte Tabots. Bedeckungen in Form einer weichen, hohen Mütze, die an der Vorderseite ein Kreuz zeigte.

Ein christliches Kreuz, nicht das Kreuz eines Templers oder Kopten.

Dieser Blick auf einen Priester war mir gelungen, als sich die Schwaden für einen Moment gelichtet hatten und ein Priester sich umdrehte, als hätte er das Gefühl gehabt, beobachtet zu werden. Da er diese Bewegung langsam durchgeführt hatte, war ich zur Seite gegangen und wie ein Phantom wieder in die Schwaden eingetaucht, wo ich zunächst einmal abwartete.

Ich wollte die Zeremonie auf keinen Fall stören. Mir war nur daran gelegen, bis in die Nähe der Lade zu kommen, die ich leider noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Das ließen die Verhältnisse noch nicht zu.

Die Diakone und Adepten schwangen die Weihrauchkessel. Die Ketten klirrten dagegen. Es hörte sich an wie fernes Glockenläuten aus der Unendlichkeit des Totenreichs.

Mein Ziel war noch immer die Säule.

Der Priester hatte sich wieder gedreht. Er schaute in die bestimmte Richtung und traf auch keine Anstalten mehr, sich von der Stelle zu bewegen. Da er nichts gesehen hatte, konnte er beruhigt sein.

Ich ging jetzt schneller. Der Gesang und die Musik würden das Geräusch meiner Schritte schon übertönen. Dennoch blieb ich vorsichtig und setzte meine Füße nicht zu hart auf. Der Boden unter mir war glatt und dunkel. Ich konnte nicht erkennen, ob in den Stein mystische oder religiöse Motive eingearbeitet worden waren.

Mit jedem Schritt rückte die Säule näher. Wie ein runder, starrer und ewiger Wächter ragte sie hoch, um das große Dach dieser Kirche abzustützen. Diesmal würde ich die Säule nicht angreifen. Ich konnte

mir auch nicht vorstellen, daß sie das Blut irgendwelcher Menschen beinhaltete. Sie hatte nur die übliche Funktion.

Trotzdem strömte sie eine für mich ungewöhnliche Kühle aus, die mir auffiel, obwohl ich die Säule nicht berührte.

Die ersten Rücken sah ich nicht weit entfernt. Mir kamen sie zum Greifen nahe vor, aber das täuschte, denn durch die treibenden Weihrauchschwaden waren die Entfernungen nicht mehr genau einzuschätzen.

Und noch etwas gefiel mir nicht. Die Männer vor mir standen dicht an dicht. Es gab zwei Lücken zwischen ihnen, die aber waren leider so eng, daß ich mich ungesehen nicht durch sie hätte hindurchschieben können. Außerdem mußte ich auf die Kessel mit dem Weihrauch achtgeben, die ständig geschwenkt wurden.

Hinter der Säule war ich zwar näher am Geschehen, aber die Wolken hatten sich noch mehr verdichtet und schwer auf meine Atemwege gelegt.

Mir fehlte es an Konzentration. Ich mußte mit allem rechnen, denn mein Verstand sagte mir, daß dieser Weihrauch kein normaler war, wie ich ihn kannte. Vielleicht war er eine Droge, die süchtig machte.

Obwohl ich mit den Füßen fest auf dem Boden stand, überkam mich der Eindruck, über ihm zu schweben. Deshalb war ich froh, die Säule so dicht neben mir zu wissen. An ihr fand ich Halt.

Lange warten durfte ich auf keinen Fall mehr. Auch das Singen der Männer trug zur Veränderung meines Zustandes mit bei. Der Gesang hallte in meine Ohren hinein. Er füllte meinen Kopf aus. Ich unterschied nicht mehr, welche Instrumente hier erklangen. Trommeln im Hintergrund, Flöten, auch geigenähnliche Musik vermischte sich zu all dem Chaos in meinem Kopf. Es dröhnte, es wanderte, es nahm mich voll und ganz in Anspruch, es vermischte sich mit dem Geruch des Weihrauchs, und wenn ich die Augen weit aufriß, dann schien der aus den Kesseln schwebende Nebel noch stärker geworden zu sein.

In meinem Zustand war es gefährlich, mich weiterhin ablenken zu lassen. Wichtig war einzig und allein die Lade. Wenn ich sie aus dem Blick verlor und alles vergaß, war ich umsonst gekommen.

Mein Zustand würde sich auf keinen Fall bessern.

Vor mir standen die Männer.

Ich sah ihre Rücken.

Sie wurden ebenfalls von Nebelschwaden umtanzt wie bei einer Geisterbeschwörung. Die Körper bewegten sich leicht. Es gab einen Rhythmus, und ich mußte daran denken, daß König David einmal einen Tanz um die Lade aufgeführt hatte. So zumindest stand es in der Bibel zu lesen.

Ich stieß mich von der Säule ab. Zwar kam ich voran, es war

trotzdem nicht gut gewesen, denn es dauerte einige Sekunden, bis ich den richtigen Halt gefunden hatte. Ich schwebte in der Luft und wunderte mich, daß ich in der Lage war, tatsächlich einige Schritte zu gehen. Ich hatte gedacht, die Männer und damit auch eine Lücke zu erreichen, das stellte sich als Irrtum heraus. Sie waren doch weiter entfernt. Der Nebel hatte die Entfernungen schrumpfen lassen.

Die Ketten an den Weihrauchgefäßen klirrten. Wie Engelsgeläut hörte es sich an. Ich strengte meine Augen wahnsinnig an, um in den Schwaden überhaupt etwas erkennen zu können. Das eigentliche Zentrum, verborgen unter einem Tuch.

Die Lade hatte ich bereits gesehen, aber noch war sie zu weit entfernt.

Die Lücke war da.

Aber sie war nicht groß genug.

Ich hatte gedacht, sie zu durchschreiten und somit an die Lade herankommen zu können. Das stellte sich als Wunschtraum heraus, denn ich stieß mit der rechten Schulter gegen einen rechts neben mir stehenden Priester.

Er hatte auf mich wie eine Säule gewirkt. Jetzt aber war sie durch meinen Stoß in Bewegung geraten und hatte Mühe gehabt, sich wieder zu fangen. Auch andere Männer waren in Mitleidenschaft gezogen worden, denn der Körper war gegen den Nebenmann gefallen, und der wiederum hatte diesen Stoß weitergegeben.

Die Kettenreaktion löste für einen Moment Verblüffung aus. Da wurden keine Kessel mit Weihrauch mehr geschwungen, auch die Musik verstummte.

Überraschte Laute, beinahe schon leise Schreie drangen an meine Ohren. Das war mir jetzt egal. Ich wollte nur durch. Die Lade war der Magnet, ich das Eisen, und ich wurde von ihr stark angezogen.

Ich ging, das spürte ich. Schritt für Schritt kam ich vor. Die Lade war mein Ziel. Sie war so groß, denn in dieser Intensität hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Ihre Maße waren doch andere, das wußte ich ebenfalls. In diesen Augenblicken ließ ich mich einfach zu sehr von den Äußerlichkeiten ablenken. Ich registrierte nicht mehr, daß die Lade auf einem Tragepodest stand und bereits für die Prozession vorbereitet worden war.

Einmal einen Blick auf sie werfen zu können. Damit würde sich ein Traum erfüllen. Damit waren auch alle Strapazen, die hinter mir lagen, vergessen.

Das Ziel!

Endlich!

Nur Schritte entfernt!

Ich dachte an nichts anderes mehr. Auch mein Gefühl für Zeit war völlig verschwunden. Der Nebel, die Männer, der Gesang, der

Weihrauch, die feierlich-mystische Stimmung – all das hatte für mich keinen Wert mehr, denn es gab nur noch die Bundeslade.

Ich befand mich in einem wahren Rausch. Daß mein normales Empfinden und auch mein analytisches Denken damit ausgeschaltet worden waren, das kam mir erst gar nicht in den Sinn. Ich mußte weiter. Ich schwebte, ich flog, die Umgebung gab es nicht mehr, sie war hinter Schatten verschwunden, die für eine tiefe Stille gesorgt hatten.

Stille?

Ja, ich hörte nichts mehr. Bis auf ein Keuchen, und ich wunderte mich, daß es in meiner unmittelbaren Umgebung erklang. Es dauerte eine Weile, bis ich darauf kam, daß ich es gewesen war, der hier keuchte.

Und plötzlich war der Riß da!

Jemand hatte in meinen Kopf hineingesägt. Es war nichts mehr zu hören. Mein Unterbewußtsein reagierte, denn es hatte mir eine Botschaft zugeschickt.

Ich wußte nicht mal, wie viele Schritte ich gegangen war. Es war mir auch nicht möglich gewesen, sie zu zählen, ich wollte trotzdem weiter.

Es ging nicht mehr.

Plötzlich stellte mir jemand ein Bein!

Etwas klemmte sich zwischen meine Beine. Ich hatte damit nicht gerechnet, und auf einmal konnte ich fliegen.

Zumindest kam es mir so vor. Ich schwebte auf die Lade zu. Sogar die Arme hatte ich vorgestreckt, die Finger ebenfalls. Engel oder irgendwelche andere Geistwesen brachten mich an die Lade heran, damit ich endlich das Tuch von ihr fortziehen konnte.

Alles war so leicht, so einfach.

Bis das böse Erwachen folgte.

Der Aufprall war hart. Ich landete bäuchlings auf dem Steinboden und wurde aus meinem Wahn hervorgerissen. Zuerst tickte der Körper auf, dann zuckte der Kopf nach vorn. Ich schlug mit der Stirn ebenfalls an und sah tatsächlich für einen Augenblick Sterne aufleuchten.

Eines stand plötzlich fest: ich hatte mich zu weit vorgewagt und hatte durch mein Erscheinen diesen festlichen Rahmen gesprengt.

Zudem war ich noch ein Fremder, den die Diakone und Priester auf keinen Fall akzeptieren konnten.

Ich lag noch immer starr.

Und es war still um mich herum.

Absolut still, wie ich fand.

Nur um mich herum schwebten nach wie vor die Wolken, aber sie bekamen keinen Nachschub mehr, denn auch die Bewegungen der Männer waren erstarrt. Über mir schoben sich die Wolken zu einer einzigen zusammen, die sich mit eine wahnsinnigen Spannung auflud,

aus der jeden Moment ein Blitz hervorzacken konnte, um mich zu spalten.

Es war nur Einbildung, ein schlechtes Vorzeichen, aber ich blieb liegen. Unter mir spürte ich die Kälte des Steinbodens.

Nichts bewegte sich, ich selbst traute mich nicht, atmete durch den offenen Mund und merkte erst jetzt, daß ich mir beim Fallen die Stirn leicht angeschlagen hatte, denn dort war eine kleine Wunde zurückgeblieben, aus der Blut quoll.

Wie ging es weiter?

Fragen bohrten sich durch meinen Kopf. Ich war endlich wieder in der Lage, etwas besser zu denken. Es mochte auch daran liegen, daß die Schwaden des Weihrauchs nicht mehr ganz so dicht waren.

Die Stille verlor sich.

Nicht sehr plötzlich. Nach und nach wurde sie zurückgedrängt.

Hier und da klirrte eine Kette. Aber keine Musik spielte. Dafür Stimmen. Zischelnd und flüsternd.

Dann Schritte.

Ich hatte versucht, herauszufinden, woher sie kamen. Es war unmöglich, denn die Personen kamen von allen Seiten auf mich zu. Sie zogen damit den Kreis enger, und ich wußte jetzt, daß nicht mehr die Lade das Zentrum war, sondern ich.

Denn ich, der Fremde, hatte einen Frevel begangen, indem ich in die Kirche eingedrungen war und mich dem Allerheiligsten genähert hatte. Eine Sünde, vielleicht sogar eine Todsünde, so daß ich mit dem Schlimmsten rechnen mußte.

Bei manchen religiösen Gruppen herrschten oftmals archaische Zustände. Auch vor Opferungen wurde nicht zurückgeschreckt, und so war es ja auch in den alten biblischen Zeiten gewesen.

Sie kamen.

Sie flüsterten.

Ihre Stimmen waren leise. Doch in ihrer Gesamtheit schwollen sie an wie ein düsterer Orkan, der über mich hinwegbrauste.

Ich hatte mich bisher noch nicht bewegt, stellte mich tot. Nicht etwa, weil ich es nicht konnte, ich traute mich einfach nicht. Ich hatte Angst.

Aber die Richter oder Henker waren da. Sie kamen herbei. Sie ließen sich nicht abhalten. Ich hörte sie. Der Steinboden trug das Echo ihrer Schritte an meine Ohren. Und jeder Schritt war für mich wie der Teil eines Urteils, das letztendlich mit meinem Tod endete.

Es kam die Zeit, wo ich mich nicht mehr nur auf mein Gehör verließ, sondern auch schauen wollte. Dazu mußte ich mich bewegen.

Zumindest den Kopf und dann die Augen öffnen. Ich wußte, daß ich es konnte, aber der Zwang, mich totzustellen, war nach wie vor da, und so fiel es mir auch verdammt schwer.

Ich blinzelte zuerst.

Viel war nicht zu sehen. Nach wie vor kroch der Dunst über den Boden wie der Körper eines nie abreißenden Gespenstes. Aber er war hier dünner. In seinen Schatten hinein, in seine Wolken, seine sich bewegenden Streifen drängten sich andere Gegenstände.

Schwingende Fahnen. Darunter Füße, die in einem Schuhwerk aus Flechten steckten. Es waren keine Fahnen, dafür aber die Säume der langen Gewänder, die sich beim Gehen bewegten.

Der Kreis verdichtete sich.

Das Flüstern der Stimmen blieb, aber die Männer sprachen jetzt lauter. Zwar verstand ich sie nicht, aber der Klang ihrer Worte sagte mir eigentlich genug.

Freude und Zustimmung brachten sie mir nicht entgegen. Die gemurmelten Worte hörten sich drohend an. Zumindest empfand ich sie so. Selbst ich hätte an ihrer Stelle nicht anders reagiert.

Worte, die anschwollen. Die zu einer Drohung wurden. Da füllte sich die Wolke der Spannung akustisch auf. Ich fühlte mich gestört, und so drehte ich den Kopf ein wenig herum. Eine erste sichtbare Bewegung nach meinem Aufprall.

Ich schaute in die Höhe.

Die Männer umstanden mich sehr dicht. Sie schauten auf mich herab. Ihre Gestalten kamen mir vor wie hohe Türme in einer fremden Umgebung, die zusätzlich noch von Nebelschwaden durchweht wurde, so daß mein Blick nie klar werden konnte.

Bärtige Gesichter. Augen schauten auf mich herab. Aber Augen, die nicht klar waren, sondern innerhalb der Schwaden wie glitzernde kleine Teiche wirkten. Dunkel und trübe, dennoch eisig. Vielleicht bildete ich mir das ein, aber diese Menschen hatten eine Aufgäbe zu erfüllen, und sie würden sich davon nicht abhalten lassen.

Nicht durch mich, nicht durch einen Fremden.

Die schleichende Furcht vor dem Ungewissen quälte mich. Ich hatte verloren. Ich war der Gefangene, der schon Verurteilte, der nur darauf wartete, daß das bisher unausgesprochene Urteil in die Tat umgesetzt wurde.

Sie taten nichts.

Sie standen nur da.

Sie warteten und schauten nach unten.

Hin und wieder bewegten sie einen Weihrauchkessel, aus dessen durchlöcherten Wänden wieder dieser Nebel drang, den ich als sehr intensiv aufnahm, weil er direkt vor mir über meinen Kopf und auch den Körper hinwegschwebte.

Ich atmete schwer. Dabei zog ich die Beine an, um meinen Körper kleiner zu machen. Ich wollte instinktiv ein nicht zu großes Ziel abgeben.

Noch hatten sie mir nichts getan. Es würde bestimmt nicht so bleiben. Automatisch beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, wie ich mich verhalten würde, wenn es hart auf hart ging.

Ich trug die Beretta bei mir. Aber konnte ich es tatsächlich riskieren, in dieser Umgebung und beinahe hautnahe an der Bundeslade, eine Pistole zu ziehen und zu schießen?

Es war verrückt. Ich würde meine Schwierigkeiten haben. Die Grenze war einfach zu hoch gesetzt. Wenn es allerdings um mein Leben ging, sah die Sache anders aus.

Jemand sprach!

Ich hatte nicht feststellen können, von wem diese befehlsartigen Worte stammten. Der Mann konnte im Vorder-, aber auch im Hintergrund stehen. Jedenfalls hatte ich mich nicht geirrt, und seine Worte waren zugleich die Aufforderung für andere Männer gewesen.

Daß sie ihre Beine hoben, sah ich wegen der Weihrauchschwaden kaum. Aber dann spürte ich am eigenen Leib, was geschah.

Ja, sie traten zu.

Sie wollten mich demütigen, mich erledigen. Sie traten mir überall hin. Gegen die Beine, gegen die Hüfte, gegen die Brust. Sie zielten auch auf mein Gesicht. Verzweifelt riß ich die Arme schützend vor das Gesicht.

Sie traten weiter.

Rücksichtslos.

Und ihre Tritte blieben gleich. Nie stärker, nie schwächer, aber im Laufe der Zeit und in der Summe würden sie schon zu einer Folter werden.

Lange konnte ich diese Quälerei nicht durchstehen, deshalb mußte ich etwas tun.

Die Flamme meines Überlebenswillens tanzte wild. Ich wollte mich nicht fertigmachen lassen. Zudem sah ich, daß sich aus dem Hintergrund einige Gestalten nach vorn drängten, und sie trugen Stöcke in ihren Händen. Was damit geschehen würde, das konnte ich mir an zwei Fingern abzählen. Ich wälzte mich auf den Bauch und stemmte mich einen Moment später hoch.

Es klappte besser als erwartet. Der leichte Schwindel war zu verkraften, und der erste Mann, der seinen Stock bereits erhoben hatte, wurde zu meinem Ziel.

Ich sah noch sein erschrecktes Gesicht, dann packte ich zu und riß ihm den Stock aus der Hand. Bevor er zustoßen konnte, traf ich ihn mit einem Ende in den Magen.

Aus seinem Mund drang ein unartikuliertes Geräusch. Seine Augen drückten sich nach vorn, während er zurücktaumelte und die Hände gegen die getroffene Stelle hielt.

Einen zweiten Mann räumte ich auf die gleich Art und Weise aus

dem Weg.

Ein dritter fiel mich mit bloßen Händen an. Ich wich blitzschnell zurück und schlug mit der rechten Hand nach hinten aus. Der Mann sprang ins Leere, aber sofort waren zwei andere da, die sich wie Kletten an mich hängten und mich zurückzerrten. Sie wollten mich wieder zu Boden schleudern, aber ich blieb auf den Beinen, zog die beiden anderen sogar noch mit, bis ich plötzlich einen harten Widerstand an meinem Rücken spürte und zugleich ein Schrei aus zahlreichen Kehlen durch die Kirche schwang. Ich wußte noch im selben Augenblick, weshalb die Männer sich so entsetzt gezeigt hatten.

Das Hindernis, das mich aufgehalten hatte, war die Bundeslade gewesen. Zum erstenmal in meinem Leben war ich in einen direkten Kontakt mit ihr gekommen, auch wenn sie noch durch das Tuch verdeckt war.

Ich war nicht so abgebrüht, daß ich über diesen Vorgang so einfach hinweggegangen wäre. Das war genau der Augenblick, an dem ich buchstäblich erstarrte und plötzlich nichts mehr tun konnte.

Der Gedanke daran, was geschehen war, hatte mich einfach steif werden lassen.

Das nutzten meine Gegner aus.

Plötzlich waren sie da. Und plötzlich hingen sie an mir wie die Kletten.

Hände, unzählige Hände und ebenso viele Finger gruben sich in meine Kleidung. Zumindest kam es mir so vor. Ich war zu einem Spielball geworden. Die Hände zerrten mich von der Lade weg, sie wuchteten mich herum. Ich flog nach links, während ich versuchte, mit langen Schritten dieser angreifenden Mauer aus menschlichen Leibern zu entkommen.

Ich war hineingeraten in ein regelrechtes Horror-Szenario. Plötzlich stand die Gewalt an erster Stelle, und als der Schatten schräg von oben auf mich zuwischte, da versuchte ich noch, den Kopf einzuziehen. Es gelang mir nicht ganz.

Der Schlag erwischte mich an der Schläfe, hinter dem Ohr und auch im Nacken.

Meine Beine wurden schwach. Wieder strahlten die Sterne auf. Ich schrie vor Wut, als mich der zweite Hieb an der Schulter erwischte und mich endgültig in die Knie trieb.

Da war nichts mehr zu machen.

Der Boden kam näher.

Ich berührte ihn.

Zuerst mit den Händen, dann mit den Knien, und ich hörte, wie etwas neben mir über das Gestein kratzte. Es war die Schwertspitze, aber diese Waffe nutzte mir auch nichts mehr.

Ich kniete vor den Männern wie vor langer Zeit einer der mutigen

Christen, die gesteinigt werden sollten…

***

Es waren für mich schreckliche Sekunden. So lang, so angstvoll.

Zum erstenmal dachte ich konkret darüber nach, meine Beretta zu ziehen, um mein Leben zu verteidigen. In dieser Kirche aber ein Blutbad anzurichten, zudem nahe an der Bundeslade, das war eine Mauer, die ich trotz allem noch nicht überspringen konnte.

Jemand schrie einen Befehl.

Ich hob den Kopf an.

Der Mann, der die Worte gerufen hatte, trug einen dunklen Umhang und hatte den rechten Arm ausgestreckt. Seine Hand wies dabei wie das Schwert eines Henkers auf mich.

War das mein Urteil?

Ich wollte es nicht akzeptieren.

Auf einmal erwacht in mir der Lebenswille. Ich war nicht so kaputt, als daß ich nicht hätte in die Höhe springen können. Ich versuchte es, verzichtete aber wieder darauf, meine Beretta hervorzuholen. Statt dessen zog ich mein Schwert.

Genau in diesem Augenblick griffen sie an.

Sie warfen sich einfach auf mich, sie wollten mit den Stöcken zuschlagen, aber meine Waffe lag noch nicht frei. Außerdem brauchte ich Platz, denn das Schwert war in diesem Augenblick doch ziemlich unhandlich. Zur Hälfte hatte ich es aus dem Gürtel hervorgeholt, als mich der erste Schlag mit dem Stock traf.

Brust, Hals, Kinn und Lippe, die aufplatzte. Mich überkam eine rasende Wut, und ich warf mich in die Mauer aus Körpern hinein.

Den Kopf hielt ich gesenkt, der Schwertgriff wurde von beiden Händen umklammert. Tatsächlich bekam ich die Waffe frei.

Ich schwang sie etwa in Hüfthöhe herum.

Dann erwischte mich der Schrei!

Ich wußte nicht, ob ich jemanden getroffen hatte, denn der Schrei hatte sich sehr schlimm angehört, aber er hatte doch einen anderen Grund. Ich wollte es nicht glauben, aber vor meinen Augen stoben all die Priester und Diakone davon.

Plötzlich verschwanden sie, als säße ihnen der Teufel persönlich im Nacken. Sie riefen Worte, die ich nicht verstand. Ihre Weihrauchkessel zuckten unkontrolliert auf und nieder. Jede Menge Nebel drang aus den Löchern hervor. Neue Schwaden entstanden wie geisterhafte Wesen, die sich in der Kirche verteilten.

Dazwischen sah ich die Körper, die verzerrten und auch erstaunten Gesichter, die mir sagten, daß sie tatsächlich vor mir flohen.

Das begriff ich nicht.

Aber sie gingen weg.

Sie ließen mich tatsächlich mit der Lade allein.

Ich konnte es nicht fassen. Dann ließ ich das Schwert langsam sinken, damit ich es als Stütze benutzen konnte. Auch das half nicht viel. Meine Beine gaben nach. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten und brach zusammen, obwohl ich mich noch an der Waffe festklammerte.

Die letzten Minuten waren doch zuviel für mich gewesen. Drei Schritte von der verhüllten Bundeslade entfernt blieb ich erschöpft liegen…

***

»Was haben Sie da gesagt?« fragte die Ärztin.

Suko schüttelte nur den Kopf. Er war jetzt nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Er mußte wie unter einem Zwang dorthin schauen, wo vor kurzem noch das Gesicht der Alischa gewesen war.

Jetzt nicht mehr.

Er sah nur die dunkle Masse, die sich wie Teer ausgebreitet hatte, und er sah die Umrisse des Gesichts, während ihm zugleich der Geruch von Honig entgegenschwebte.

»Lalibela«, wiederholte er.

»Nun sagen Sie es doch deutlicher!«

»Schauen Sie.«

Die Ärztin zögerte noch. Sie stand hinter Suko. Der Vorgang war ihr noch immer suspekt, weil er einfach nicht in ihr Weltbild paßte.

Da konnte man noch so viele Erklärungen haben, sie würde keine von ihnen akzeptieren.

»Kommen Sie!« drängte Suko. »Kommen Sie näher, Mrs. Quinn. Dann werden Sie es sehen.«

Sie zögerte noch. »Was denn?«

»Kommen Sie bitte.«

Sie hob die Schultern. »Okay, wie Sie wollen. Meinetwegen, Suko. Ich werde kommen.« Sie sprach wie jemand, der nicht hinter den Worten stand. Deshalb hörten sie sich auch an, als wären sie ihr eingegeben worden.

Suko trat so weit zur Seite, daß er ihr die Sicht auf das Geschehen nicht versperrte. Noch ging sie zögerlich. Sie versuchte auch ein Lächeln, es klappte nicht.

Neben Suko blieb sie stehen. Aber sie brauchte ihn als Stütze, denn sie faßte ihn an. Es war einfach zu viel für sie, das zu sehen, was sich da verändert hatte. Wo vor kurzem noch Alischa gelegen hatte, gab es sie zwar irgendwie noch, aber nichts mehr war von ihrem Kopf zu sehen. An seiner Stelle sah die Ärztin die dunkle, sirupartige Masse.

Trotzdem störte diese Glätte etwas.

Es war der Umriß.

Schwach nur. Ein Hauch und nicht mehr. Aber er war vorhanden.

Und er bestand auch nicht aus Zigarrenqualm, wie man hätte annehmen können, weil er ebenfalls nicht roch.

Eine Zeichnung.

Ein Umriß – ein Gesicht.

Geschaffen wie aus dem Nichts. Aber mit sehr klaren Linien versehen, und die Frau konnte nur den Kopf schütteln. Dann rutschten ihr die Worte über die Lippen. »Wie haben Sie das nur geschafft, Inspektor?«

Trotz der ernsten Situation konnte Suko ein leises Lachen nicht unterdrücken. »Ich geschafft, Dr. Quinn? Nein, da irren Sie sich. Das stammt nicht von mir.«

»Bitte?« Sie saugte die Luft ein.

»Sie haben richtig verstanden. Es stammt wirklich nicht von mir.«

»Aber – aber…« Sie fing an zu stottern. »Wie ist es dann hergekommen?«

»Durch ihn.«

»Wen meinen Sie damit?«

»Lalibela!«

Die Frau stöhnte leise auf. »Himmel, schon wieder dieser Name! Lalibela. Oder wie soll ich…?«

»Ja, Sie haben richtig verstanden. Es ist Lalibela gewesen.«

»Und wie soll ich den Begriff verstehen, verdammt noch mal? Was ist das überhaupt für ein Wort?«

»Der Name des Königs, der vor Jahrhunderte in Äthiopien seine Spuren hinterlassen hat.«

Dr. Quinn dachte nur kurz nach. »Vor Jahrhunderten also. Nicht wahr?«

»Ja, ich habe nicht gelogen.«

»Und weiter? Wenn er damals hier regiert hat, wie ist es möglich, daß er jetzt noch zu sehen ist. Als eine wie aus Rauch bestehende Zeichnung?«

Suko lächelte knapp. »Es ist sein Geist, wenn Sie verstehen.«

»Nein.«

Er sprach weiter. »Der Geist eines Menschen, der den Tod des Körpers überlebt hat. Ich weiß nicht, ob Sie darüber lachen werden, möglicherweise schon, aber es entspricht den Tatsachen. Der Geist Lalibelas hat überlebt und ist sichtbar geworden. Auf seine Art und Weise hat er sich gezeigt.«

Die Ärztin hatte Suko während der Erklärung angeschaut. Jetzt, als er nichts mehr sagte, konnte sie nur den Kopf schütteln. »Das ist verrückt, das kann ich nicht glauben. Das ist einfach Wahnsinn! So etwas kann es in dieser Welt nicht geben.«

»Es ist aber da«, sagte Suko.

»Ich begreife das nicht.«
»Er hat sich gelöst. Er hat sich von dieser Frau gelöst, die mit ihm durch die Injektion seines alten Blutes eine Verbindung einging. Ich denke, daß wir davon ausgehen müssen…«
»Hören Sie doch auf, Inspektor! Das ist…«
»Eine Tatsache, Mrs. Quinn. Ob Sie es nun glauben wollen oder nicht. Es entspricht den Realitäten.«
»Da – da kann man ja nur noch durchdrehen«, flüsterte sie. »Das will mir nicht in den Kopf.«
»Kann ich mir gut vorstellen.«
Sie schluckte, was sich deutlich an der Bewegung des Halses abzeichnete. »Und jetzt ist dieser Geist frei. Er schwebt also über ihr.«
»Genau so ist es. Alischa mußte sterben, weil sie ihren Auftrag nicht erfüllt hat. Ich habe es zunächst auch nicht glauben wollen, aber es entspricht leider den Tatsachen, und danach müssen wir uns eben richten. Sie ist eine Verräterin gewesen, und so hat sich das erfüllt, was sie mir einmal sagte«
»Verrückt ist das«, flüsterte die Ärztin. »Das kann ich einfach nicht glauben.«
»Es ist auch schwer.«
Dr. Quinn starrte das über der Gesichtslache schwebende Gesicht an.
Suko beobachtete die Ärztin von der Seite her. Er sah die bebende Haut ihrer Wangen und bekam auch mit, wie die Lippen zuckten.
Nur fehlten ihr einfach die Worte zu einem Kommentar.
»Und was machen wir jetzt?« fragte sie leise.
»Ich weiß es noch nicht. Aber wir können davon ausgehen, daß sich Lalibela auf die Suche nach einem neuen Wirt macht.«
Dr. Quinn räusperte sich. »Wirt?«
»Pardon. Das muß ich genauer erklären. Ich meine einen Wirts-oder Gastkörper.«
Jetzt hatte die Frau begriffen, und ihre Augen weiteten sich. »Dann rechnen Sie also damit, daß er in einen anderen Körper eindringt und ihn manipuliert?«
»Ja, das ist so.« Er lächelte knapp. »Sehr gut, Doktor. Sie haben schon viel gelernt.«
»Hören Sie auf, Inspektor. Sie glauben gar nicht, wie unangenehm mir das alles ist. Sogar lächerlich kommt es mir vor, wenn ich ehrlich sein soll.« Sie winkte ab. »Aber lassen wir das. Ich muß mich um die Tote kümmern. Der Geist dieses komischen Lalibela ist Ihre Sache. Denke ich mal.«
»Das stimmt genau.«
»Dann frage ich Sie weiter. Was haben Sie denn jetzt vor? Wie wollen Sie mit dem Geist überhaupt fertig werden?«
Er hob die Schultern. »Mal schauen.«

»Das heißt, Sie haben noch keine Idee.«

»Mir fällt schon etwas ein.«

»Ist es verrückt, wenn ich Sie jetzt frage, ob man Geister vielleicht töten kann? Bis vor wenigen Minuten hätte ich jemanden, der mir so etwas gesagt hätte, in eine Anstalt verwiesen. Aber jetzt muß ich selbst so denken.«

»Das ist nicht mal falsch«, gab Suko zu. »Man kann Geister in dem Sinne nicht töten, aber man kann sie vernichten. Man kann dafür sorgen, daß sie verschwinden, daß sie zerstört werden und keinen unheiligen Einfluß mehr ausüben.«

»Ah – so ist das.«

»Dachten Sie an etwas anders?«

»Nein, ich habe an überhaupt nichts gedacht, Suko. Mir fehlt auch jegliches Hintergrundwissen auf diesem Gebiet. Für mich ist einfach zuviel zusammengekommen, und ich leide darunter.«

»Das kann ich verstehen. Sie können beruhigt sein, Dr. Quinn, auch ich bin nicht eben gut informiert, was die damalige Existenz dieses Königs Lalibela angeht. Ich weiß zuwenig über ihn. Ich weiß nicht, mit welchen Dingen er sich in seinem Leben beschäftigt hat. Er hatte es nicht leicht gehabt, das steht fest. Schon als Säugling hat man ihn vergiften wollen, was nicht klappte.«

»Warum nicht? War er zu stark?«

»Nein.« Suko berichtete, was er von Alischa erfahren hatte, und die Ärztin nickte. »Daher erklärt sich auch der Honiggeruch. Er ist also von den Bienen als Herrscher anerkannt worden. Dann haben ihm zwei Engel die Herrlichkeit des Allmächtigen gezeigt, und das muß für sein weiteres Leben prägend gewesen sein.«

»Ja, er verbündete sich mit den Templern und baute deshalb die zwölf Felsenkirchen.«

»Wahnsinn!« Sie drehte sich um und ging zum Fenster. Starr schaute sie hinaus in die winterlich kahle Gartenlandschaft. »Das ist alles verdammt schwer zu fassen, Inspektor, aber seltsamerweise glaube ich Ihnen, auch wenn Sie mir noch so viel erzählen. Ich muß es einfach. Vielleicht gibt und gab es ja Menschen, die Kontakt mit anderen Mächten aufgenommen haben. Wissen wir das? Was wissen wir überhaupt?« stellte Dr. Quinn sich selbst die Frage. »Müssen wir überrascht sein, wenn wir plötzlich Besuch aus dem All bekommen? Nein, ich glaube nicht. Man hat Leben auf dem Mars entdeckt. Wir sind nicht allein, sagen viele, und ich muß wohl akzeptieren, daß es neben der reinen Physik noch die Metaphysik gibt.« Achselzuckend drehte sie sich wieder um. »Sie sehen hier eine Fatalistin vor sich.«

Suko nickte ihr zu. »Ich bin froh darüber, daß Sie so denken, Mrs. Quinn.«

Sie winkte ab. »Ach, hören Sie auf. Es ist alles nur Gerede, damit ich

mich selbst beruhige und später meine Arbeit mache, ohne großartig nachzudenken.« Sie wies auf die tote Killerin. »Aber was ist mit ihr? Was sollen wir tun?«
»Wir müssen sie wegschaffen, begraben.«
»Ja, und weiter?«
»Was mit dem Gesicht des Lalibela ist, das weiß ich nicht. Ich kann ihm keine Befehle geben, das müssen Sie einsehen. Es hat bisher immer getan, was er wollte, und das wird auch in Zukunft so bleiben, denke ich mir.«
»Dann werde ich hier ausziehen.«
»Warum?«
»Glauben Sie denn, daß ich es akzeptieren kann, hier einen Geist als Untermieter zu haben?«
»Nein«, erwiderte Suko. Dabei konnte er sich ein Lachen nicht verkneifen. »Das verlangt auch keiner von Ihnen.«
»Dann sagen Sie mir endlich, was Sie mit diesem schwebenden Gesicht machen wollen.«
Auf diese Frage hatte Suko gewartet. Nur war er nicht in der Lage, eine konkrete Antwort zu geben. Einige Möglichkeiten waren ihm schon durch den Kopf geschossen.
Zum Beispiel hätte er es mit seiner Dämonenpeitsche versuchen können. Ein Schlag in den zitternden Umriß hinein, und auch in die Masse hätte möglicherweise etwas zerstören können.
Aber nur hätte.
Sicher war er sich nicht.
»Nun?«
»Ich kenne die Hintergründe nicht. Ich kann mir vorstellen, daß der König in seinem Leben mit starken magischen Kräften in Kontakt gekommen ist. Stellt sich nur die Frage, mit welchen Kräften genau.«
»Ach. Gibt es da Unterschiede?«
»Und ob. Sie müssen die andere Welt mit der unsrigen vergleichen. Auch sie basiert auf einem Dualsystem. Da gibt es zum einen die gute und zum anderen die schlechte Seite. Eine positive und eine negative Magie. Das ist zwar etwas platt ausgedrückt, aber im Prinzip kommt es schon hin.«
»Das akzeptiere ich. Sie sind der Fachmann. Aber Sie sind sich auch nicht sicher, was diesen Lalibela angeht.«
»Richtig.«
»Für mich tendiert er in die negative Richtung.«
»Warum?«
»Er hätte die Frau sonst nicht sterben lassen.«
Nach kurzem überlegen stimmte Suko der Ärztin zu. »Ja, im Prinzip haben Sie recht. Aber die genauen Verhältnisse sind uns leider nicht bekannt. Alischa hat sich selbst als Verräterin bezeichnet.

Wahrscheinlich hat sie deshalb ihre Strafe bekommen.«
»Damit haben Sie sich um eine Antwort herumgedrückt.«
Suko lächelte nur. Er trat nun näher an die Tote, und er sah somit den geisterhaften Abdruck aus der Nähe. Bisher hatte er Lalibela Geisterscheinung nur angeschaut. Er hatte sich nicht getraut, sie zu berührten, das wollte er jetzt nachholen, obwohl er sich selbst gegenüber zugab, daß schon ein verdammt ungutes Gefühl in ihm hochkroch.
Es war nicht leicht. Suko ärgerte sich über sich selbst. Die innere Warnung, etwas falsch zu machen, war einfach nicht zu überhören.
Auf der anderen Seite mußte es irgendwo weitergehen. Von allein würde Lalibelas Geist nicht reagieren.
Er war vorsichtig.
Er hielt sogar den Atem an, weil er sich durch nichts stören lassen wollte.
Zwar zeichneten sich die Umrisse wie zitternder Rauch ab, aber im Prinzip blieb es schon ruhig über der Leiche schweben. Es lag flach darauf. Suko sah den Mund, die angedeutete Nase, die Ohren, die Augen. All das wirkte auf ihn wie ein unvollendetes Gemälde. Als hätte der Maler plötzlich keine Lust mehr gehabt, weiterzumalen.
Suko näherte seine Hand von oben. Er hatte sie ausgestreckt. So würde er den Handteller flach auf diesen Gesichtsumriß drapieren können. Er rechnete auch mit einer Reaktion, je mehr er sich dem Gesicht näherte, doch alles blieb so, wie es war.
Suko senkte die Hand noch tiefer. Er konzentrierte sich wie sonst sein Freund John Sinclair, wenn er das Kreuz auf etwas Fremdes legte, um es zu zerstören oder nur, um Kontakt zu bekommen. Suko hatte sich dabei in der Gewalt. Nicht das geringste Zittern wies auf seine innere Spannung hin. Er hielt sogar den Atem an, als er sich innerlich auf die Berührung eingestellt hatte.
Kontrolliert fiel die Hand nach unten.
Der Kontakt war da!
Eis!
Ja, ein leichter Eisschauer rieselte über Sukos Haut. Und für einen Moment hatte er den Eindruck, als würde sie sich lösen und einfach davonfliegen.
Nicht seine Nägel, auch nicht die Haut löste sich von der Hand.
Dafür geschah etwas anderes.
Blitzartig zogen sich die Umrisse des Gesichts zusammen, so daß sie für einen Moment nur so etwas wie ein Knäuel bildeten. Wie nicht ganz aufgerolltes, helles Garn schwebte es über dem Gesicht, blieb aber nicht dort, sondern verschwand.
Es huschte einfach weg.
Suko erschrak, obwohl er keinen Laut gehört hatte. Allerdings schrie

die Ärztin hinter ihm auf. Als Suko sich sofort danach umgedreht hatte, bekam er mit, wie Dr. Quinn zu dem Fenster schaute, dessen Scheibe völlig intakt war.

Margret Quinn hob den rechten Arm. Mit dem Zeigefinger deutete sie gegen die Scheibe. »Da, da…« flüsterte sie. »Da ist er entschwunden. Weg, aus dem Raum …«

Suko stellte keine Frage. Er war mit wenigen Schritten am Fenster und zerrte es auf.

Der kühle Wind interessierte ihn nicht, er wollte nur in den Garten schauen und hoffte natürlich, herauszufinden, wohin sich Lalibelas Geist wandte.

Er sah nichts.

Eine normale, winterliche und auch dementsprechend traurig wirkende Umgebung vor ihm. Der Geist Lalibelas hatte sich blitzartig verflüchtigt.

Suko schloß das Fenster wieder. Dann drehte er sich um. Sein Blick traf eine Ärztin, deren Gesicht bleich war. In ihr malte sich Verständnislosigkeit ab. Die Arme hatte sie halb erhoben, als wollte sie zusätzlich mit den ausgestreckten Händen noch nach etwas greifen, aber da war nichts, was sie hätte fassen können.

Nur der leere Raum…

»Haben Sie dafür auch eine Erklärung, Inspektor?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

»Nein – leider nicht.«

»Ich dachte es mir.« Sie räusperte sich. »Ich bin wirklich keine Trinkerin. Ich rate auch den Patienten davon ab, Alkohol zu sich zu nehmen, aber manchmal gibt es Situationen im Leben, in denen man einfach einen Schluck braucht. Sie verstehen?«

»Und ob.«

»Trinken Sie auch ein Glas mit?«

»Nein, sehr freundlich, danke. Ich beschäftigte mich oft genug mit diesen Fällen, Mrs. Quinn.«

»Sicher, das muß wohl so sein.« Sie hatte in das Fach eines schmalen Schranks hineingegriffen und holte eine Flasche Brandy hervor.

Auch ein Glas stand bereit. Das aber nahm sie nicht. Sie trank direkt aus der Flasche.

Suko schaute ihr dabei zu und er überlegte dabei, wo sich Lalibelas Geist wohl verborgen hatte. Bestimmt war er auf der Suche nach einem neuen Körper.

Menschen gab es viele hier in Lauder. Er brauchte eigentlich nur zuzugreifen.

Trotzdem wollte sich Suko an diesen Gedanken nicht gewöhnen.

Ihm war ein ganz bestimmter Verdacht gekommen, und der machte ihm Angst. Um ihm allerdings nachzugehen, durfte er nicht länger

hier im Haus bleiben, sondern mußte es verlassen…

***

Zwei Hände hatten sich unter meine Schultern geschoben, den Körper angehoben, aber nicht auf die Beine gestellt. Ich war in einer Schräglage geblieben und wurde weggeschleift!

Das bekam ich alles mit, aber ich konnte nichts tun, um den Mann zu unterstützen, der dabei war, mich aus der Kirche zu schleifen. Ich blieb einfach passiv. Die Vergangenheit war einfach zu hart gewesen und hatte mich viel Kraft gekostet.

Eines war jedoch wichtig.

Ich lebte noch.

Und mein Schwert war wieder zurück in seine alte Stellung geglitten. Auch beim Schleifen über den Boden behinderte es mich nicht.

Gerade die Erinnerung an das Schwert brachte meine Gedanken wieder in Schwung. Ich hätte die Auseinandersetzung wohl verloren, wenn nicht plötzlich jemand eingegriffen hätte. Nicht körperlich, nicht durch einen Kampf, sondern allein durch Worte.

Es mußte etwas an mir gewesen sein, das eben dazu geführt hatte.

Ich als Person war es bestimmt nicht, und so dachte ich automatisch an das Schwert des Salomo.

Der Gedanke zuckte nur kurz durch mein Gehirn, denn die normalen und sichtbaren Einflüsse waren stärker. Ich hatte mich entspannen können, vieles war von mir abgefallen, das mich unter Kontrolle gehalten hatte, und so spürte ich jetzt, daß ich körperlich nicht unbeschadet aus dieser Auseinandersetzung gekommen war.

Nicht nur der Kopf tat mir weh. Die Schultern, die Beine und der Rücken ebenfalls. Dort hatten mich die Schläge und Tritte getroffen, aber es war wohl nichts gebrochen. Ein paar blaue Flecken würden mich ein paar Wochen begleiten. Das aber war nicht schlimm.

Mein Helfer schleppte mich nicht zum normalen Ausgang, sondern dorthin, wo ich die Kirche betreten hatte. Eben zu der schmalen Tür, die der Mann öffnen mußte. Für einen Moment ließ er mich deshalb auf dem kalten Boden liegen.

Das tat mir gut. Ich starrte in die Höhe, da ich auf dem Rücken lag.

Die Weihrauchschwaden hatten sich verflüchtigt, so daß ich die Decke erkennen konnte.

Sie malte sich weit über meinem Gesicht als ein grauer Schatten ab, als trauerte der Himmel über mein Schicksal. Ich dachte an die Bundeslade, an die ich schon so nahe herangekommen war. Ich war sogar dagegen geprallt. Es hatte ein erster Kontakt stattgefunden, aber mein großer Traum hatte sich trotzdem nicht erfüllt. Sie war nach wie vor bedeckt. Mir war es nicht gelungen, auch nur einen winzigen Zipfel des Geheimnisses zu lüften.

Was tun? Noch einmal zurückgehen. Dazu mußte ich mich aufraffen, und das würde ich auch schaffen. Der plötzliche Gedanke daran hatte mich elektrisiert. Es gelang mir, die eigene Schwäche zu überwinden, und so drehte ich mich auf die linke Seite, um mich dort mit dem Ellbogen abzustützen.

Ich kam auch hoch. Saß schräg, den linken Arm wie einen Stützpfeiler benutzend und hörte Schritte.

Ich drehte den Kopf.

Der Mann, der mich durch die Kirche gezogen hatte, kam auf mich zu. Die schmale Seitenpforte hatte er nicht wieder geschlossen. Sie stand offen. Durch das Rechteck drang Sonnenlicht in die Kirche hinein. Es erreichte mich nicht, dazu lag ich zu weit noch entfernt, aber es strahlte gegen den Mann, so daß ich ihn endlich erkennen konnte.

Er trug ein langes, dunkles Gewand. Oder einen Mantel. So genau war das nicht zu unterscheiden. Sein Kopf war mit dem Tabot bedeckt, dem Hut der Priester, und an der Vorderseite schimmerte das eingestickte Kreuz.

Unter dem Hut zeichnete sich das Gesicht ab. Eine dunkle Hautfarbe, nicht negroid. Eine kräftige Nase, ein breiter Mund, den er zu einem Lächeln verzogen hatte. Ein grauweißer Vollbart beherrschte das Gesicht, verdeckte bis auf die blitzenden Augen beinahe alles.

Der Mann blieb vor mir stehen und schaute auf mich herab. Das Lächeln auf seinem Mund blieb. Es sollte mir wohl Vertrauen entgegenbringen, und in der Tat fühlte ich mich wohler.

So lächelte ich zurück. Allerdings ziemlich gequält. Da brauchte ich nicht mal in einen Spiegel zu schauen, um das zu wissen.

Dann nickte er.

Was sollte ich tun? Seine Sprache verstand ich nicht, aber es gab noch die Sprache der Gebärden, und die war international. Also streckte ich ihm meinen rechten Arm und auch die Hand entgegen, um ihm zu zeigen, daß er mich hochziehen sollte.

Der Priester schüttelte den Kopf.

»Nein?« fragte ich und ließ den Arm wieder sinken. »Soll ich selbst aufstehen?«

»Noch nicht. Ich muß dir etwas sagen!«

Fast hätte ich gelacht. Dieser Mensch inmitten dieses so anderen Landes sprach tatsächlich Englisch. Das war ein Hammer, denn damit hätte ich nie gerechnet, und so konnte ich zunächst einmal durchatmen.

»Was möchtest du mir sagen?« Ich hoffte auf eine längere Antwort in meiner Sprache, damit ich sicher war, mich nicht geirrt zu haben, aber er winkte ab.

»Nichts?« fragte ich.

»Später.«

»Okay!« erwiderte ich und nickte. »Belassen wir es vorerst dabei. Aber ich würde gern wissen, warum du mich gerettet hast und wie der Mensch heißt, dem ich diese Rettung zu verdanken habe.«

»Ich bin Mikail…«

Ein Name, über den ich nachdenken mußte. Mikail entsprach Michael. Klar.

Ich war sicher, daß ich mich nicht irrte. Der Name Michael sagte mir natürlich etwas. Nicht grundlos zierte er als Gravur das obere Ende meines Kreuzes. Der Mythologie nach war er es gewesen, der den aufständischen Engel Luzifer wieder in die Tiefen der Verdammnis gestoßen hatte.

Ich nickte und behielt das Lächeln bei. »Wenn du Mikail bist, was in unserer Sprache Michael heißt, dann kannst du nicht schlecht sein.«

»Ach so…«

»Oder denkst du anders darüber?«

Er lächelte wieder. »Mein Denken und Handeln wird von vielem bestimmt, Freund…«

Er hatte Freund gesagt. Dieses eine Wort reichte aus, um in mir eine andere Welt zu schaffen. Plötzlich sah ich die Dinge mit ganz anderen Augen. Am Horizont baute sich ein Strahl der Hoffnung auf, und er wurde heller und heller.

Ich atmete tief durch.

Plötzlich störte mich auch nicht mehr die weihrauchgeschwängerte Luft in der Kirche. Ich fühlte mich gut. Es war wie bei einer Pflanze, die nach einem langen Winter von den Sonnenstrahlen geküßt und zu einem neuen, wunderbaren Leben erweckt wurde.

»Dein Freund hat auch einen Namen«, sagte ich.

»Ja, du heißt John Sinclair!«

Die Überraschung traf mich wie ein Speer, dessen Spitze glühte.

Dieses Gefühl tobte durch meine Brust, und das Brennen weitete sich aus.

Noch saß ich auf dem Boden, und zum zweitenmal steckte ich dem Priester meine Hand entgegen. Diesmal ergriff er sie. Ich zog mich hoch, stand weniger wacklig auf den Beinen, als ich befürchtet hatte, aber das lag auch an diesem guten Feeling.

Ich schaute ihn an. Er war beinahe so groß wie ich. Ein stattlicher Mann, dessen Alter nur schwer zu schätzen war. Irgendwo zwischen fünfzig und fünfundsechzig mußte es liegen.

Er merkte mir an, daß auf meinem Herzen eine Frage brannte.

Nach ihr erkundigte er sich. »Was möchtest du wissen, John?«

»John«, wiederholte ich. »Darauf kommt es an. Du kennst meinen Namen, obwohl ich ihn dir noch nicht genannt habe.«

»Ja, den kenne ich.«

»Woher?«
»Ich will es dir sagen, und es ist gar nicht schwer, es zu erraten. Wir haben einen gemeinsamen Bekannten, einen Freund, der aus diesem Land geflohen ist.«
Bei mir fiel das Geldstück. »Angares?«
»Ja – er ist es gewesen.«
Nach dieser schlichten, aber bedeutungsvollen Antwort fühlte ich einen leichten Schwindel. Möglicherweise auch ausgelöst durch mein Nicken, und ich mußte mich zunächst einmal wieder zurechtfinden, dazu holte ich tief Luft.
»Willst du etwas sagen, John?«
»Ja«, erklärte ich mit leiser und auch kratziger Stimme. »Ich muß etwas sagen. Es ist ungemein wichtig. Ich habe Angares kennengelernt. Ich kannte ihn nur kurz, aber er ist in dieser Zeit zu einem echten Freund geworden. Dann jedoch erschienen die beiden Männer.«
Mein Kopf ruckte hoch, ich schaute dem Priester in die weißdunklen Augen. »Die Männer waren Killer. Eiskalte Mörder. Sie schossen durch die Türen des Beichtstuhls und töten Angares. Sie haben ihm nicht die Spur einer Chance gelassen.«
Das Gesicht des Mannes verschloß sich. Plötzlich war sein Lächeln weg. »Ich habe es geahnt!« flüsterte er. »Ich habe ihn gewarnt. Aber er mußte gehen. Es ist so bestimmt gewesen. Das Schicksal hat seine Spuren hinterlassen.«
»Dann ist er nicht vorsichtig gewesen.«
Mikail nickte. »So ist es. Er hat nicht aufgepaßt. Leider nicht. Er war unvorsichtig.«
»Aber ich habe die Spur aufgenommen. Ich habe ihn verstanden, und jetzt bin ich hier. Wenn du mich nach dem Weg fragst, die Wahrheit wissen willst, dann wirst du nur staunen, denn es war keine Reise, wie sie Angares hinter sich gelassen hat. Ich bin durch die Zeiten gereist und habe in einem Jahrhundert, das neunhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt, jemanden getroffen, dessen Schwert ich nun trage.«
Mikail nickte. »Das Schwert des Salomo. Ich weiß.«
Ich trat einen Schritt zurück. »Du weißt?«
»Ja«, sagte er, »denn es war genau die Waffe, die dich gerettet hat. Sie wurde plötzlich erkannt, stell dir das vor. Die Menschen waren beinahe entsetzt, als sie sahen, was du bei dir getragen hast.«
»Wieso entsetzt?«
»Es ist ein Mythos, der dieses Schwert umgibt. Daran mußt du denken. Es stammt aus einer sehr alten Zeit. Es hat bereits damals die Lade gesehen, denn es wurde von Salomo getragen, einem Sohn König Davids. Und Salomo hat seinen Tempel errichtet, um dem

Allerheiligsten einen würdigen Ort zu geben. Das alles weiß man hier ebenfalls, obwohl so viele Jahre verstrichen sind.«

Ich nickte, ohne dabei meine Gedanken ordnen zu können. Zuviel wirbelte mir durch den Kopf. Eines aber stand fest: Ich befand mich auf dem richtigen Weg, ich war auch nicht weit von meinem Ziel entfernt, brauchte mich nur umzudrehen, um es zu sehen, und ich hatte einen wunderbaren Freund und Helfer bekommen.

»Was kann ich daraus schließen?« erkundigte ich mich.

»Daß du kein Feind bist, sondern ein würdiger Mensch.«

»Auch würdig für die Lade?«

Ich wartete voller Spannung auf die Antwort, die noch nicht kam, denn der Priester ließ sich Zeit. Er schaute zu Boden, überlegte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, dafür jedoch die Hände, die sich ineinander krampften.

Er sagte nichts. Meine Spannung wuchs. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. »Bitte«, flüsterte ich, »begleite mich zur Lade. Bleib an meiner Seite, wenn ich die Decke hochhebe, um sie mir endlich anschauen zu können…«

»Nein!« erwiderte er, und ich erschrak über die plötzliche Schärfe in seiner Stimme.

»Nicht?«

Er schüttelte den Kopf.

»Warum denn nicht?« Meine Stimme hörte sich an, als wäre für mich eine Welt zusammengebrochen.

»Die Männer werden gleich in diese Kirche hier zurückkehren, die Lade nehmen und mit der Prozession beginnen. Du weiß selbst, daß heute das Timkat-Fest gefeiert wird…«

»Ja, ich weiß. Und dann trägt man das Allerheiligste durch die Straßen. Das habe ich gehört.«

»Dabei wird sie bedeckt bleiben. Niemand soll einen Blick darauf werfen können.«

Ich verzog die Lippen. »Das ist mir auch klar, ich weiß darüber Bescheid, aber ich möchte sie sehen. Sie anfassen, ohne daß sie von der Decke…«

»Nein – bitte nicht. Niemand darf sie sehen.«

»Die Regeln, wie?«

»Ja.«

»Und was hast du dir vorgestellt?« Trotz der Frage dachte ich noch nicht daran, aufzugeben. So nahe würde ich ihr wahrscheinlich nie wieder kommen.

»Wir werden gehen, John. Die Kirche verlassen, das ist alles. Ich werde an deiner Seite bleiben.«

»Als Aufpasser?«

»Auch das. Es sind Soldaten in der Stadt. Sie gehören zu den Truppen

der Regierung. Diese Männer werden die Prozession unter Kontrolle halten, das ist immer so gewesen. Und in diesem Jahr wird es noch schlimmer sein, weil man die Rebellen fürchtet. Die Gruppe, die dem alten König Lalibela treu ist und…«

»Ja, ich kenne die Geschichte. Sie möchten die Lade ebenfalls in ihren Besitz bringen.«

»Richtig. Und die Männer wollten nach den alten Regeln herrschen. Nach den Gesetzen des Königs Lalibela. Es sind Fundamentalisten, die vor nichts zurückschrecken, das hast du ja selbst in Chartres erlebt.«

»Richtig.«

Ich hörte von draußen Stimmen und wieder Musik. Menschen näherten sich der Kirche. Mikail zupfte mich am Arm. »Komm jetzt, es wird Zeit. Wir haben eine Chance, solange die Prozession andauert.«

Ich blieb noch stehen. »Wieso? Wie meinst du das?«

»Das werde ich dir draußen sagen.«

Es paßte mir nicht. Nein, es paßte mir überhaupt nicht. Die Situation entwickelte sich zu meinen Ungunsten. Es war doch nicht schwer, die Plane anzuheben, um einen Blick auf die Bundeslade zu werfen. Nur einen kurzen Blick. Da reagierte ich wie ein Kind.

Ich ging nicht mehr hin.

Ich konnte es auch nicht.

Plötzlich hörte ich die Stimmen, die durch die Kirche dröhnten. Es waren keine Gebete, sie kamen mir eher vor wie ein Geschnatter, denn die Männer sprachen durcheinander.

Meine Chance war vertan. Wenn ich jetzt versucht hätte, an die Lade heranzukommen, hätte mich wahrscheinlich auch das Schwert des Salomo nicht geschützt.

Also folgte ich Mikail, den Blick allerdings nach hinten gerichtet, wo die Lade stand. Schon bald war ich von Priestern umringt, die wieder ihre Gefäße mit dem Weihrauch schwenkten und das Allerheiligste so einnebelten.

Wir traten hinaus ins Freie. Hinein in die Hitze. Hinein in das Sonnenlicht, das mich blendete. Beides machte mich für einen Moment benommen. Der Unterschied war so krass, daß ich mich etwas benommen fühlte. Ich brauchte etwas Zeit, um mich an die neue Umgebung zu gewöhnen.

Der von mir überwältigte Wärter lag noch immer neben der Mauer und rührte sich nicht. Auf meiner linken Schulter lag die Hand des neuen Freundes Mikail, der mich ansprach. Er sagte etwas, das mich fast umhaute.

»Glaubst du denn, daß wir die Kirche verlassen hätten, wenn dort die echte Lade stehen würde, John…?«

ENDE des f�nften Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 1003 »Die Templer-Säule«